

Wittland

VOM GEISTIGEN LEBEN DER
AUSLANDDEUTSCHEN
ZEITSCHRIFT

BCU Cluj / Central University Library Cluj



5. JAHR

12. HEFT

OSTLAND-VERLAG, HERMANNSTADT

»Berliner Monatshefte«

für internationale Aufklärung



Einige Aufsätze aus der Zeitschrift:

Geheimrat Brentano: »Englands Anteil an der Kriegsschuld« / Professor Delbrück: »Kriegsschuldfrage u. Geschichtswissenschaft« / Professor Herre: »Fürst Bülow« / Graf Montgelas: »Bismarck und Schweinitz« / Geheimrat Oncken: »Das angebliche Leitmotiv in der Geschichte der französischen Außenpolitik« / Professor Pribram: Einige Bemerkungen zu Fay's »The Origins of the World War« / Dr. Thimme: »Was Fürst Bülow im Sommer 1914 getan hätte« / Dr. von Wegerer: »Sir Arthur Nicolson und Englands Weg in den Weltkrieg« / Dr. von Wiesner: »Serbiens Kriegswille«.

Preis des Einzelheftes Mk. 1.50.

*Herausgegeben von der Zentralstelle für Erforschung
der Kriegsursachen.*

Quaderverlag G. m. b. H., Berlin NW 6.

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

12. Heft

Dezember 1930

5. Jahrgang

Bedeutung, Schicksale und Aufgaben des Karpathendeutschtums

von Prof. Dr. A. Klein - Graz.

Im 5. Heft des fünften Jahrgangs dieser Zeitschrift hat ihr Schriftleiter, Herr Dr. W. Schreiber, dem vor kurzem verstorbenen Forscher und Führer des Karpathendeutschtums Universitätsprofessor Dr. Raimund Friedrich Raindl, meinem unvergeßlichen Lehrer und Schwiegervater, einen warmen Nachruf gehalten und auch darauf hingewiesen, daß es der Wunsch des Verstorbenen war, die Fortsetzung seines Lebenswerkes in meinen Händen zu sehen. Dr. Schreiber schloß seine Ausführungen mit den Worten: „Wir glauben, das Andenken des Toten nicht besser ehren zu können, als daß wir den Lebenden bitten, uns in unserer Zeitschrift etwas über seine Pläne und Absichten bekannt zu geben.“ Dankbar folge ich dieser Einladung, nicht aber, um, wie Dr. Schreiber meinte, eigene Pläne und Absichten zu entwickeln, sondern vielmehr, um die Gedanken, die Raindl bei seiner Deutschtumsarbeit im Karpathenlande leiteten und die m. E. auch heute nicht ihre Geltung verloren haben, darzulegen. Ich glaube, damit gleichsam ein Vermächtnis des teuren Toten zu erfüllen, zugleich aber auch der Sache selbst am meisten zu dienen; denn heute ist es mehr denn je erforderlich, daß das gemeinsame Ziel allen klar vor Augen stehen und daß sich alle Kräfte einträchtig zu gemeinsamer Arbeit zusammenschließen.¹⁾

Von den rund 90 Millionen Deutschen auf der Welt gehören nur etwa zwei Drittel dem Deutschen Reich an und nahezu ein Drittel, also rund 30 Millionen wohnen im Auslande. Bei diesem Verhältnis fällt den Auslandsdeutschen neben der Pflicht der Selbsterhaltung auch noch die Aufgabe zu, daran mitzuwirken, daß das deutsche Gesamtvolk unter den Nationen wieder den Rang einnimmt, der ihm zufolge seiner geschichtlichen Sendung und seiner kulturellen Leistungen gebührt. Selbstverständlich spielen dabei die rund 2 Millionen Karpathendeutschen eine wichtige Rolle. Diese vermag man aber nur dann ganz zu erkennen, wenn

¹⁾ Die folgende Darstellung bildete den Gegenstand eines Vortrages, den ich im Juni 1930 anlässlich einer völkischen Schulungswoche der „Südostschwäbischen Studentenschaft“ (der Grazer Hochschulen) in St. Martin bei Graz hielt.

sie im Rahmen der ganzen deutschen Entwicklung, beziehungsweise des gesamten, Auslandsdeutschthums betrachtet wird. So hat sich schon mancher die Frage vorgelegt, warum denn gerade das deutsche Volk nicht geschlossen in einem Nationalstaate lebt, und weshalb gerade Deutsche in so großer Zahl im Auslande zerstreut wohnen. Ein Blick auf die Völkerkarte Europas zeigt, daß das deutsche Sprach- und Siedlungsgebiet eine fast geradlinig verlaufende Grenze gegen das romanische Sprachgebiet im Westen aufweist, im Osten dagegen verläuft diese sehr unregelmäßig, gemischtsprachige Gebiete sind ihr vorgelagert, und ein wahrer Sternhimmel von deutschen Sprachinseln zieht bis weit nach Osteuropa hinein. Wie ist das gekommen? Die Antwort lautet: Unter dem Zwange der geographischen Verhältnisse Deutschlands. Denn der den Deutschen ursprünglich vom Schicksal zugewiesene Lebensraum zwischen Schelde — Maas im Westen und Elbe — Saale im Osten war bei der stetig wachsenden Volkszahl viel zu eng, und so mußte der Bevölkerungsüberschuß abfließen. Aber auch dies vollzog sich unter dem eisernen Zwange geographischer Gegebenheiten, die noch außerdem durch andere Momente verstärkt wurden. Betrachten wir die Umrisse und den vertikalen Aufbau Europas, so fällt uns auf, daß der Nordrand unseres Kontinents nicht in westöstlicher Richtung, sondern von Südwest nach Nordost verläuft. Durch das Streichen des Alpen-Karpathenbogens im Herzen Europas werden die nordalpinen Länder in einen engen westlichen und einen weiten östlichen Raum geteilt. Der klimatisch begünstigte Westen schritt in der Kultur rasch vor und wurde volkreich, gewerbefleißig und rohstoffbedürftig, die weiten Flachböden des Ostens dagegen erschlossen sich nur langsam einer höheren Kultur und blieben dünnbevölkert, arm an Gewerbe, aber reich an Rohstoffen. Dieser Unterschied machte einen westöstlichen Austausch notwendig und eröffnete den deutschen Kulturträgern im Westen Kolonialland im Osten. So war der deutschen Geschichte ihr Weg klar vorgezeichnet. Es wurde mit Recht behauptet, daß die Besiedelung des Ostens durch die Deutschen ein Ruhmesblatt in der deutschen Geschichte und die hier geleistete Arbeit eine Kulturtat ersten Ranges ist. Man kann aber ruhig sagen, daß darin die geschichtliche Aufgabe der deutschen Entwicklung liegt. Auf sie darf ein Deutscher ebenso stolz sein, wie ein Brite auf sein Weltreich. Ist doch alles Land östlich von Elbe — Saale — Böhmerwald — Ems deutscher Kolonialboden. Zur Zeit Karls des Großen, mit dem der Vorstoß nach Osten begann, reichten die deutschen Wohnsitze kaum bis an die Elbe. Die meisten Großstädte Großdeutschlands liegen auf eingedeutschem Gebiet. Und die Geschichte der ostdeutschen Kolonisation ist nicht die Geschichte einzelner Herrschergeschlechter und einzelner Männer, auch nicht eines Stammes, sondern eine Tat aller Stände des ganzen deutschen Volkes: der Fürsten, des Adels, der Bürger, der Bauern und selbst der Kirche.

Vom Rhein und von der oberen Donau hat sich der deutsche Ansiedlerstrom vor allem nach dem Südosten gewendet. Rhein und Donau bildeten seit jeher einen wichtigen Völkerweg. Ihn zogen Czel und die Hunnen gegen Sonnenunter-

gang, die Nibelungen gegen Osten. Donau abwärts wanderten die Bayern und später jene deutschen Scharen unter dem Franken Karl dem Großen, welche die Alpenländer gewannen und darüber hinaus bis zur Adria und weithin nach dem Osten vordrangen. Der Sachse Otto der Große bändigte die Magyaren und bahnte wieder deutschem Leben den Weg längs der alten Nibelungenstraße nach Osten. Zuerst waren Bayern und Franken, später Schwaben die zahlreichsten und erfolgreichsten Besiedler.

Wie Donau abwärts gegen Südosten, so suchte Karl der Große seine Herrschaft auch über die Saale und Elbe nach Nordosten auszudehnen. Doch hier ging es schwieriger. Jahrhundertlang wütete hier der Grenzkrieg, und die Deutschen mußten jeden Fußbreit Bodens blutig erringen.

Eine Wendung zum Besseren trat erst seit der Mitte des 12. Jahrhunderts ein. Sie ist durch verschiedene Umstände herbeigeführt worden. Vor allem hat die Entwicklung der Verhältnisse im nordwestlichen Deutschland geeignete Ansiedler zur Verfügung gestellt. In den schon von den Römern kultivierten niederländischen Gebieten herrschte eine gewisse Übervölkerung, die bäuerliche, aber auch mit der Tuchmacherei sich beschäftigende Bewohner, besonders, als Sturmfluten den Landesbesitz einschränkten, zur Auswanderung trieb. Das sind die Flandrer, denen wir bis in den fernen Osten begegnen. Bald griff die Bewegung auch auf die benachbarten Gebiete über. Die damalige Wirtschaftsordnung war nicht geeignet, eine dichte Bevölkerung zu ernähren. Landlose und bedrückte Bauern, aber auch Adelige, die über keinen größeren Besitz verfügten, ergriffen den Wanderstab. Die unternehmenden Kaufleute und Handwerker der aufblühenden Städte trieb Geschäftsgeist und das Streben, ihre Lage zu verbessern, nach dem Osten, und zwar nicht nur zu Land, sondern auch zur See. Von dieser günstigen Gelegenheit begannen zuerst einige deutsche Fürsten Gebrauch zu machen und Ansiedlungen ins Leben zu rufen. Der gute Erfolg bewog auch bald slawische Fürsten zur Nachahmung. So wurde die friedliche deutsche Besiedlung von Ostelbien, von Pommern, Schlesien und Polen eingeleitet. Eine der ersten Gründungen war das von Heinrich dem Löwen geförderte Lübeck, von dem dann eine Reihe Tochterstädte weiter im Osten entstanden; sie hatten Lübecker Recht. Wichtiger wurde das Magdeburger Recht, das mit seinen Tochterrechten weithin in den Städten und Dörfern des Ostens bis nach Rußland Verbreitung fand. Im Südosten kam das Wiener Stadtrecht zur Herrschaft. In Südrußland stand deutsches Recht bis ins 19. Jahrhundert in Gebrauch. Kiew benutzte Magdeburger Recht bis 1835, und Kosakengerichte urteilten auf Grundlage des Sachsenspiegels.

In vielen Orten standen wie in Deutschland deutsche Richter, Vögte und Schulzen mit ihrem geschworenen Rat an der Spitze der Gemeinden. Mit den deutschen Gewerbetreibenden, die überall geschätzt wurden, kam auch das deutsche Zunftrecht weithin nach dem Osten (bis Charkow). Ebenso hat der deutsche Kaufmann als erster den Handel im großen Stil betrieben. In allen osteuropäischen Sprachen findet man deshalb viele der deutschen Sprache entlehnte Ausdrücke

für Gegenstände des täglichen Gebrauches und des Handels. Bis zum Weltkrieg war die deutsche Sprache Handelsprache bis weit nach Rußland hinein.

Neben den genannten Faktoren hatten die deutschen Mönchsorden, besonders die Zisterzienser großen Anteil an der Besiedlung. In Preußen gewann der deutsche Ritterorden große Bedeutung, kurze Zeit wirkte er auch in Siebenbürgen. Um das Baltienland erwarb sich der Schwertbrüderorden große Verdienste. Allein die Ausbreitung des Deutschtums in den Ostseeprovinzen hemmte der Mangel an einem entsprechenden Zuzug deutscher Bauern.

Lange konnte sich das Sudetendeutschtum ungehemmt entwickeln.

Das germanische Leben in den Karpathenländern reicht etwa 2000 Jahre zurück. Schon um Christi Geburt wohnten die Bastarnen im Norden und Osten des Karpathenbogens, die Quaden im nordwestlichen Ungarn. In den folgenden Jahrhunderten drangen ins Karpathenland auch Goten und Vandalen, Skiren und Heruler, Gepiden und Langobarden ein. Reste dieser germanischen Völker erhielten sich in Ungarn deutlich bis ins 9. Jahrhundert, da als Folge der Eroberungen Karls des Großen die deutsche Ansiedlung in Westungarn begann. Nach einer kurzen Unterbrechung dieser Kolonisation durch den Einbruch der Magyaren um das Jahr 900 durchflutete, von den heimischen Fürsten gefördert, ein kräftiges deutsches Leben alle Länder der Stefanskrone; im eigentlichen Ungarn, in Siebenbürgen, in Kroatien und Slawonien entstanden überaus zahlreiche Ansiedlungen. Seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts begannen sodann über Schlesien deutsche Kolonisten nach Polen, insbesondere nach Galizien zu ziehen. Über Ungarn und Galizien drangen Deutsche in die Walachei, Moldau und Bukowina vor.

In allen diesen Ländern verbreiteten die deutschen Ansiedler höhere Kultur und bewirkten einen geistigen und materiellen Aufschwung. Landwirtschaft, Bergbau, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft gelangten zu hoher Blüte. Dies gereichte aber nicht nur den Deutschen, sondern auch den Staatsvölkern, bei denen sie wohnten, zum Wohle. Die Deutschen bildeten lange das Rückgrat der Oststaaten. Sie waren eine Stütze der Landesherren und ein Hort gegen äußere und innere Feinde — man bedenke nur, wie viel Blut die Siebenbürger Sachsen im Kampf gegen die Tataren und Türken vergossen haben. Nie und nimmer hätten sie die ungarischen Könige mit so großen Vorrechten ausgestattet, wenn sie nicht die Kraft der Sachsen dringend gebraucht hätten. Auch die Verbreitung des deutschen Rechtes wirkte günstig auf die soziale Lage der unterdrückten nichtdeutschen Bauern; denn nicht überall, wo deutsches Recht verbreitet war, gab es auch Deutsche, oft genug suchten auch Heimische ihr Loß durch die Erlangung des humaneren deutschen Rechtes zu verbessern. Die Segnungen der deutschen Kulturarbeit in den Karpathenländern spiegeln auch die zeitgenössischen Geschichtsquellen wider.¹⁾

¹⁾ Solche wurden von Kaindl in seiner Schrift „Die Ansiedlung der Deutschen in den Karpathenländern“ (Verlag A. Haase, Wien 1917) in großer Zahl angeführt.

Mit dem Ausgange des Mittelalters traten Verhältnisse ein, die die geschilderte Entwicklung störten und die Stellung der Deutschen im Osten aufs schwerste erschütterten. Diese Wandlung wurde durch mancherlei Umstände bewirkt. So fühlten sich der heimische Adel und die bodenständige Geistlichkeit durch den wachsenden Einfluß des deutschen Bürgerstandes in ihrer Stellung bedroht. Andererseits schien den Grundherren die durch das deutsche Recht bewirkte Befreiung der Bauern gefährlich. Deshalb setzten diese Stände alles daran, die Stellung der Deutschen im Lande zu untergraben. Die heimischen Herrscher wußten wohl, welchen Wert der deutsche Bürgerstand für sie als Gegengewicht gegen den unbotmäßigen Adel hatte; aber sie waren zu schwach, dem Ansturm der Großen zu widerstehen. Erleichtert wurde der Vernichtungskampf gegen die Deutschen durch die deutsche Uneinigkeit. Ein weiterer Schaden war der allgemeine Niedergang infolge der Türkeneinfälle und der religiösen Streitigkeiten. Dem durch die gleichen Heimsuchungen geschwächten Deutschland war es unmöglich, sich seiner Außenposten anzunehmen. Zu dem allen kam noch die Entdeckung Amerikas, die dem Welthandel und damit auch dem Überschuß der deutschen Volkskraft neue Wege wies. Unzählige Deutsche, die früher im Osten Arbeit und eine neue Heimat gesucht hatten, wanderten fortan übers große Wasser, wo sie dem deutschen Volke unmittelbar keinen Nutzen brachten und in kurzer Zeit entdeutscht wurden. So wurde unsere geschlossene Volksmasse verringert, während die Nachbarvölker sich wie der Sand am Meere vermehrten. Viele Errungenschaften der letzten Jahrhunderte des Mittelalters gingen nun verloren; unzählige deutsche Ansiedlungen im Osten, die den deutschen ein ausgedehntes Wirtschaftsgebiet gesichert hätten, mußten aufgegeben werden. Erst nach der endgültigen, glücklichen Abwehr der Türken setzte eine erneute deutsche Kolonisation in den Karpathenländern durch die habzburgischen Herrscher ein. Ihre Entwicklung schildern uns die farbenprächtigen kulturgeschichtlichen Romane Adam Müller-Guttenbrunn's, und ihre herrlichen Früchte können wir noch heute im Banat, in der Wačska, in der schwäbischen Türkei, in Galizien und im Buchenlande bewundern. Aber der Zufluß deutscher Siedler ließ bald wieder nach, da die Ereignisse im deutschen Mutterlande alle Kräfte in Anspruch nahmen. Dadurch schwand aber auch das Interesse der Binnen-Deutschen am Karpathendeutschtum und am fernen Osten, besonders seitdem Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte getreten war, und seine stets wachsende Industrie überseeischer Rohstoff- und Absatzgebiete bedurfte. Als sich gar durch die innere Entwicklung Osterreich-Ungarns die Lage des Deutschthums immer mehr verschlechterte und für die Karpathendeutschen geradezu katastrophal zu werden begann, da rafften sich diese auf und griffen zur Selbsthilfe, die in den sogenannten „Tagungen der Karpathendeutschen“ ihren Ausdruck fand. Die Anregung dazu — es fanden insgesammt 4 Tagungen statt — ging von Prof. Raindl, einem buchenländischen Deutschen, aus. Es ist sein unsterbliches Verdienst, daß er als erster die Notwendigkeit einer Zusammenfassung aller Kräfte der „Karpathendeutschen“ — auch den Namen schuf Raindl — erkannte und in die Tat umsetzte.

Dazu führte ihn die aus seiner wissenschaftlichen Betätigung fließende Überzeugung, daß das Karpathendeutschtum die gleiche Geschichte und das gleiche Loß habe und daher auch gemeinsam den Kampf um sein Dasein führen müsse. Während Raindl einerseits eine Einheitsfront der Karpathendeutschen zu schaffen bemüht war, unternahm er es anderseits, das binnenländische Deutschtum vom Wert der zwei Millionen Karpathendeutschen zu überzeugen und für ihre Erhaltung zu gewinnen. Aber bevor noch die Saat reifen konnte, brach der furchtbare Weltkrieg herein, der das Karpathendeutschtum bis ins Mark traf. Zwar hatte es eine Zeitlang den Anschein, daß ein für die Mittelmächte günstiger Ausgang des Völkerringens dem Ostdeutschtum eine neue Blütezeit bringen werde, aber bald versanken diese trügerischen Träume, und um so grausamer war dann das Erwachen aus ihnen. Im Vertrauen auf das von den ehemaligen Gegnern feierlich proklamierte Versprechen, daß allen „unterdrückten“ Völkern das Selbstbestimmungsrecht gewährt würde, fügten sich schließlich die Karpathendeutschen willig in die neue Lage und gelobten Treue ihren neuen Herren. Aber ihre Erwartungen wurden bitter enttäuscht. Doch nach wie vor halten die Karpathendeutschen an der unbedingten Treue zu den Staaten, denen sie angehören, fest. Aber mit der Treue zum Staate verbinden sie auch die Treue zum angestammten Volkstum. Dieses vermag ihnen niemand aus dem Herzen zu reißen. Volkstum ist etwas Naturhaftes und Gottgewolltes; es schafft die Gemeinschaft innerhalb eines Volkes und zugleich die Unterschiede gegenüber anderen Völkern. Die Gemeinschaft eines Volkes beruht aber auf seiner Kultur und in dieser ist jeder höhere Wert des Lebens einbeschlossen. Jedes Volk bringt eine besondere in gewissem Sinne einzigartige Kultur hervor und bereichert dadurch zugleich die Menschheit; denn die höchsten Werke der nationalen Kulturen bilden zugleich die Menschheitskultur. Verschwände zum Beispiel das deutsche Volk von der Erde, so träte die ganze Menschheit ein schwerer Verlust.

In dem bezeichneten Sinne ist Pflege und Erhaltung des Volkstums in seinen kulturellen Gütern eine sittliche Aufgabe des Menschen. Die Liebe zum eigenen Volkstum muß aber doch nicht unbedingt Geringschätzung fremden Volkstums nach sich ziehen; im Gegenteil: echtes Nationalbewußtsein fordert logischerweise Anerkennung oder zumindest Duldung des fremden Nationalempfindens. Leider stehen die meisten Völker Europas dieser ersten Forderung der Menschlichkeit heute fremder gegenüber denn je. Und doch kann diese Frage zur Schicksalsfrage Europas werden, von ihr hängt zum guten Teil die wirtschaftliche, aber auch die geistige Höherentwicklung der Völker Europas ab. Daher muß die Lösung des nationalen Problems dadurch erreicht werden, daß der Gegensatz zwischen Staatsgemeinschaft und Volksgemeinschaft beseitigt und allen Völkern eines Staates die Möglichkeit ungestörter Entwicklung gewährt wird. Freie Entfaltung des Volkstums ist aber nur durch kulturelle Selbstverwaltung verbürgt und deshalb bemühen sich hervorragende Köpfe der verschiedensten Nationen, die sogenannten „Minderheitsrechte“ festzulegen und dadurch die Härten zu beseitigen, die alte und neue Grenz-

ziehungen geschaffen haben. Bisher ist die kulturelle Selbstverwaltung, die ein Forscher „eine der fruchtbarsten und entwicklungsfähigsten Ideen im modernen Rechts- und Staatsleben“ nannte, so gut wie gar nicht durchgeführt; es muß aber das Bestreben aller Nationen und vor allem der sogenannten „Minderheitsvölker“ sein, diesem Grundsatz überall zum Durchbruch zu verhelfen. Dem deutschen Volk, dessen Angehörige in 22 von 30 Staaten Europas unter den verschiedensten Bedingungen wohnen, fällt dabei in erster Linie die Rolle zu, Vorkämpfer dieses Prinzipes zu werden. Wie einst die Franzosen die Verkünder des Menschenrechtes waren, so sollen die Deutschen nicht nur für sich allein, sondern für die ganze Welt Vorkämpfer des Volksrechtes sein.

Diese Tatsache zeigt, daß das Deutschtum auf der ganzen Welt durch die gleichen Interessen verbunden ist, daher hängt auch das Wohl und Wehe der Karpathendeutschen davon ab, welche Stellung sich unser Volk — vor allem das deutsche Mutterland — auf der Welt zu erringen vermag. Aber vereinigt uns alle auch das Streben nach einem gemeinsamen Ziel, so sind doch wieder die Wege und die Methoden, die jeder einzelne Volksteil wählen muß, verschieden. Auch innerhalb des Karpathendeutschtums ist jeder einzelne Teil bemüht, den Weg zu wandeln, der ihm durch die örtlichen Verhältnisse vorgeschrieben ist. Das stellt aber hohe Anforderungen an die Führung. In diesem Sinne ist die Gestaltung unserer Zukunft ein Führerproblem und die Heranbildung eines geeigneten Führernachwuchses eine Schicksalsfrage. Die karpathendeutsche Jugend, die an den Hochschulen des deutschen Westens ihren Studien obliegt und zugleich die Bande der Volks- und Kulturgemeinschaft, die ihren Stamm mit dem Binnendeutschtum verbinden, enger knüpft, ist in erster Linie dazu berufen, einmal die Führung ihres Volkes zu übernehmen. Auf sie sind die Augen aller gerichtet; daher muß sie sich auch der Verantwortung, die sie zu tragen hat, bewußt sein. Mit einer loyalen Erfüllung ihrer Pflichten gegen den Staat, dem sie angehört, muß sie alle Pflichten, welche die Volksgemeinschaft an sie stellt, in Einklang bringen. Die großen Aufgaben erfordern starke Persönlichkeiten und solche können nur auf dem sicheren Grunde einer tüchtigen Bildung erwachsen, deshalb muß unsere Jugend die Zeit ihres Aufenthaltes an den hohen Schulen gut ausnützen. Volksgemeinschaft beruht, wie gesagt wurde, auf Kulturgemeinschaft; je tiefer wir uns daher in die Kultur unseres Volkes versenken, um so inniger sind wir mit ihm verbunden. Neben der deutschen Bildung führt auch die Heimatliebe zur deutschen Volkheit; denn in der Heimat offenbart sich ja der ganze Reichtum unseres Volkstums. Ein starkes Heimatgefühl kann aber nur aus dem geschichtlichen Bewußtsein entstehen, daher ist es wichtig, daß die Heimatgeschichte in den Karpathenländern eifrig gepflegt werde. An den großen Taten unserer Vorfahren soll sich das heranwachsende Geschlecht erbauen, es soll aber auch aus den Fehlern der Vergangenheit lernen und so an der Gestaltung einer besseren Zukunft mitwirken. Aus ihrer glanzvollen Geschichte können die Karpathendeutschen allen jenen, die ihnen die bürgerliche Gleichberechtigung versagen, ihre historischen Rechte beweisen. Nicht als bettelhafte

Eindringlinge sind unsere Vorfahren in die Karpathenländer gekommen, sondern als gern gesehene Pioniere des Fortschritts. Stets bewirkte die volle Entfaltung des Deutschtums der Karpathenländer auch einen allgemeinen Aufstieg dieser Länder und ebenso rief ein Niedergang der Karpathendeutschen auch einen allgemeinen Verfall hervor.

Neben den ausgesprochen geschichtlichen könnten auch soziologische, national-ökonomische und wirtschaftsgeographische Forschungen, vor allem aber das Studium der Minderheitenrechte, das ja erst in den Kinderschuhen steckt, dem Karpathendeutschtum selbst und dann dem Auslandsdeutschtum überhaupt zugute kommen. Auch für den künftigen Politiker wäre solche Schulung von Vorteil.

Besonders wichtig für die Erhaltung des Deutschtums in den Karpathenländern ist aber das Gedeihen der deutschen Schule. Bei ihrer Förderung darf man keine Opfer scheuen. Vorbildlich in dieser Hinsicht ist der kleine, aber zähe Stamm der Siebenbürger Sachsen, der kaum 235.000 Seelen zählt und doch aus eigener Kraft 7 Gymnasien, 1 Realschule, 8 Bürgerschulen, 2 Lehrerseminare, 2 Handelsschulen und 250 Volksschulen erhält.) Die deutsche Schule ist die treue Hüterin unserer Muttersprache und diese die stärkste Stütze unseres Volkstums. In der schweren völkischen Not der Gegenwart schlingt sich unsere Muttersprache trotz aller trennenden Schranken, die Natur und Menschen tücke uns Deutschen aufgerichtet haben, als deutlich wahrnehmbares Band um die 90 Millionen Volksgenossen, die den Erdball besiedeln:

„Die Wehr geraubt, das Reich gespalten,
Mit deutschem Gut die Fremden walten;
Was kann uns noch zusammenhalten?“

Der Seele Sprößling, Werkzeug, Bild,
Ihr Wanderstab, ihr Schwert und Schild,
Der Saft, der Stamm und Laub durchquillt,

Das Kelchglas, das in Farben prangt,
Drauß ihr der Achtung Goldwein trankt,
Die Kost, nach der das Herz verlangt:

Die Sprache — haltet sie nur rein!
In ihr nur wachsen und gedeihn
Urkräfte, die uns einst befrein.“²⁾

¹⁾ Nach dem neuesten Stand stellt sich das Schulwesen in Siebenbürgen so dar: 5 Lyzeen für Knaben, 1 Mädchenlyzeum (nach dem neuen Mittelschulgesetz, Mon. O. 105/928 vom 15. Mai 1928 gibt es nur einheitliche Mittelschulen, deren Unterstufe dreijährig ist und Gymnasium genannt wird), 1 Knabenhandelsschule, 2 selbständige Knabengymnasien mit Koedukation, 1 selbständiges Knabengymnasium, 4 selbständige Mädchengymnasien, 1 Lehrer-, 1 Lehrerinnen- und 1 Kindergärtnerinnenbildungsanstalt, 256 Volksschulen und 4 Volksschulen in der Diaspora. (Die Schriftleitung.)

²⁾ „Unser Letztes“ von W. Voelfel. — Von den zahlreichen „Quellen, die von mir in diesem Aufsatz verwendet wurden, kann außer der bereits genannten Kaindl'schen Schrift „Ansiedlung der Deutschen in den Karpathenländern“ nur noch R. Hampes grundlegendes Buch „Der Zug nach Osten“ (Leipzig 1921) genannt werden.

Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner

Ein Ostzipfel deutscher Siedlung

von Percy Meyer-Riga

Ursprünglich deutscher Kolonialboden, ist die Kurische Nehrung nebst Umgegend im Laufe von Jahrhunderten dem geschlossenen deutschen Siedlungsland angegliedert worden. Ist diese deutsche Ultima Thule auch seit einem Jahrzehnt politisch abgetrennt, so ändert das doch nichts an der Tatsache, daß gerade die Nehrung deutscher Volksboden ist und, was weniger bekannt sein mag, nie, auch sprachlich nicht, ein nationallitaunisches Gepräge trug. Das Schrifttum über die Kurische Nehrung ist im Laufe von Jahrzehnten beträchtlich angewachsen, jedoch hat es fast ausschließlich Landschaftsbilderungen und allgemeine Reiseeindrücke zum Gegenstand, pflegt überhaupt mit Vorliebe das Feuilleton. Ist das nun alles, was über die Nehrung und ihre Bewohner zu sagen wäre? Es ist doch wohl wert, sich gelegentlich wieder einer der Kardinalfragen über Ursprung und Gestaltung zuzuwenden, die ja den Übergang zur Gegenwart bilden. Die Kurische Nehrung ist für den Grenzdeutschen des Ostens im großen ganzen ein klar umrissener, mehr oder weniger auch selbstverständlicher Begriff, der für den West- und Aus-landdeutschen schon wesentlich ins Urwüchsigte hinüberspielt oder gar ins Abenteuerliche und Absonderliche. Erst recht die Kuren. Wer sind sie, woher kamen sie, gibt es überhaupt noch eine kurische Sprache und als was für ein Idiom hat sie zu gelten? Darüber weiß man auch in Memel, als der Grenzstadt zur Nehrung einerseits, zu Kurland anderseits, im allgemeinen nur wenig. Und doch ist das kurische Problem von einer nicht allein lokalgeschichtlichen Bedeutsamkeit, besonders wenn man diesen Gegenstand weiter umfaßt, ihn also hauptsächlich von der volkskundlichen Seite aus betrachtet.

Kuren, Kurland und Kurische Nehrung — woher kommen die Namen? Verschieden lauten die Kuren-Bezeichnungen von der ältesten bis zur jüngsten Überlieferung: Chori, Churi, Cori, Kuhri, Cauren, Cheuren, Kurschen, Kuren. Ähnlich die Wandlungen der geographischen Bezeichnung: neria curonica, nergia curonensis, neria versus Memelam, die kurische nerge, die kurische nerie, bald darauf auch Nürung oder Nerung geschrieben, bis sich zuletzt die heutige Schreibweise: „Nehrung“ durchgesetzt hat. Dieses Wort ist überhaupt unklaren Ursprungs und fraglich, ob auf skandinavische, lettische oder, nach allerdings derzeit nur noch selten vertretener Deutung, gar auf slawische Herkunft, zurückzuführen. Zuerst findet man die Nehrung in der so oft zitierten *Livländischen Reimchronik* erwähnt, deren lateinisch geschriebener Ursprung auf die Zeit der Erschließung der Baltenslande (und Ostpreußens), also auf den Ausgang des 13. Jahrhunderts und die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zurückzuführen ist. Es folgen um 1413 die sehr in-

teressanten, wiewohl geschichtlich weniger wertvollen, weil immerhin etwas zweifelhaften Aufzeichnungen des Frankenritters Guillebert de Lannoy, der nach abenteuerlichen Kriegszügen in der „Terra Mariana“ von Kurland über die Nehrung heimwärts geritten war — damals eine große Leistung. Zahlreich sind die sich daran schließenden, meist aphoristischen Reminiszenzen und spätmittelalterlichen historischen Dokumente, lateinisch, plattdeutsch, dänisch, zum Teil in noch anderen Sprachen und meist von Mönchen geschrieben, die ja damals das Bildungsmonopol so gut wie unumschränkt verwalteten. Schon in die Übergangszeit zur neueren Forschung und Aufklärung fallen die bemerkenswerten Nehrung-Aufzeichnungen des der Königsberger Albertina nahestehenden Polen Strykowski auf. Wertvoll sind die deutschen Arbeiten von Passarge, und aus diesen und sonstigen Quellen haben später viele Forscher geschöpft, so auch Viktor Diederichs, Adalbert Bezzenberger, A. Bielenstein, der Memeler Chronist Johannes Sembriski, der vorzügliche Kenner Litauens Hans Mortensen, nicht zu vergessen Dr. Karge-Königsberg und so mancher andere mehr.

Für die Kurenkunde maßgebend waren die hervorragenden Arbeiten des Königsberger Professors Bezzenberger. Wenn er, der in Kassel geborene ausgezeichnete deutsche Kenner des Ostens, seinerzeit als der „Erfinder Litauens“ galt, so darf man ihn wohl heute noch den „Entdecker der Kuren“ nennen, gleichwie Wilhelm von Humboldt als „Entdecker der Kurischen Nehrung“ gelten kann. Nächst Bezzenberger kommen für unseren Zweck die Arbeiten des kurländischen Pfarrers Bielenstein in Betracht. Letzteren ein Beispiel dafür, wie ein Dilettant auf ihm ursprünglich entferntem wissenschaftlichem Gebiet sich autodidaktisch zum Fachmann, schließlich zur Autorität emporarbeiten kann. Gerade bei Bielenstein war es der aus glühender Heimalliebe hervorgegangene Eifer um die lettische Sprachkunde, der ihn später befähigte, auch über die (lettisch Sprechenden) Kuren zu schreiben. Dies freilich bezieht sich auf die Zeit bis etwa 1890, als es auch hier hieß: Der Mohr hat seine Arbeit getan, der Mohr kann gehen. Die von Deutsch-Balten ins Leben gerufene Lettenforschung mußte alsbald in wenigen Jahren verdorren. Sie keimt seitdem nur sporadisch auf, trägt aber meist politischen Charakter und kommt für unsere Betrachtungen kaum mehr in Frage. Aber auch das nationallettische Interesse für die Kuren ist überraschend gering. Nicht nur liegt es dem heutigen Riga gänzlich fern, diese Frage etwa zu einer Irredenta aufzubauen oder sie minoritätenpolitisch auszunutzen — nein, auch im letzten Jahrzehnt hat man in Riga an die Kuren auf der Nehrung und nordöstlich von Memel fast gar nicht gedacht. Ein lettischer Sondichter hat kürzlich an Ort und Stelle kurische Volksmelodien aufgezeichnet, einige wenige lettische Schriftsteller haben die langgestreckte Landzunge zwischen Haff und Meer nicht allein wegen ihrer eigenartigen herben Landschaftsreize aufgesucht, und dieser und jener lettische Philologe mag dort flüchtige Sprachstudien getrieben haben, neben ihm bekanntermaßen auch so mancher Forscher aus Deutschland und Skandinavien. Ja man kann sagen, daß das wissenschaftliche Interesse des anderssprachigen Auslandes

an den Kuren und der Mehrung heute noch verhältnismäßig größer ist als das der Sprach- und somit auch Volksgenossen in Lettland. Die Kuren-Forschung selbst ist seit Bezzenberger und Vielenstein nur um ein Weniges bereichert worden, denn diese kleine Sprachinsel teilt das Schicksal ihrer vielen Vorgängerinnen zu allen Zeiten: sie „stirbt aus“, gleich den Liven bei Domešnäs.

Ursprünglich mögen Liven und Kuren stamm- und sprachverwandte Völker — wohl mehr Volksplitter — gewesen sein. Ihre gemeinsame ugro-finnische Herkunft gilt als wissenschaftliche Tatsache. Absolut begründet ist sie, was die Kuren betrifft, bis zur Stunde nicht. Soviel scheint festzustehen, daß die Bezeichnung „kurisch“ ursprünglich ein geographischer Begriff war. Auch Memel, bekanntlich eine Tochtergründung Rigas, ist frühgeschichtlich als ein kurischer (kurländischer) Ort aufzufassen. Um Memel lebten wohl damals noch litauisch und lettisch sprechende Stämme durcheinander, neben ihnen vielleicht auch gewisse Reste von Liven, nach anderer Lesart Kuren. Hierüber äußert sich Dr. A. Vielenstein in „Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert“ wie folgt: „Nehmen wir an, die Priorität der Letten im Kurenlande ließe sich nachweisen nebst dem späteren Eindrang der finnischen Kuren oder Liven (beide sind identisch) von der Seeseite her als Eroberer, so läge in der Erweiterung des Kurennamens von den Siegern auf die Besiegten, von den Herrschenden auf die Beherrschten genau dieselbe Erscheinung vor, wie wir sie sehen bei der Erweiterung des Frankennamens auf das in seiner Volksmasse keltisch-römische Frankreich, oder bei dem Übergang des finnischen Namens der Schweden: Ruotsi auf die von den Warägern beherrschten Slawen (Russen), oder bei der Bezeichnung der baltischen Deutschen als Russen, wie man das im Auslande öfter hört.“ Man könnte diese Analogien noch weiter ausdehnen, z. B. auf die ursprünglich finnisch-mongolische Erobererschicht im heutigen slawischen Bulgarien, wie denn überhaupt finnischer Sprach- und Stammeseinfluß, meist vor dem Auftreten der indogermanischen Völker, in großen Teilen Europas, so auch von der Weichsel über Memelstrom, Düna bis zu den heute verbliebenen ethnographischen Finnensitzen in Nordrußland, unschwer nachzuweisen ist. Kreuzungen zwischen benachbarten (und durchziehenden) Völkern hat es zu allen Zeiten gegeben, gibt es heute mehr denn je, und auch der Ursprung der jetzt lebenden Sprachen ist auf diese naturgegebenen Berührungen und Überschneidungen zurückzuführen.

Bezzenberger hält in seiner Arbeit „Die Kurische Mehrung und ihre Bewohner“ dafür, daß „das lettische Element der Kurischen Mehrung wenigstens im großen ganzen überhaupt von auswärts gekommen ist, und zwar erst, nachdem sich eine friedliche Mischung von Letten und Liven vollzogen hatte.“ Wann aber mag das der Fall gewesen sein? An anderer Stelle sagt derselbe Verfasser: „Gewiß ist... schon früher, schon ehe Megowe und Pilsaten von den Deutschen unterworfen waren, mancher Lette und neben ihm wohl auch mancher Litauer auf die Kurische Mehrung gezogen. Man braucht diese vom Memeler Strande aus nur vor sich

zu sehen, um es undenkbar zu finden, daß die fischfanglustigen und jagdfrohen Menschen, welche damals hier wohnten, sich von ihr ganz ferngehalten haben, und noch einmal betone ich, daß sich ein Fischer nirgends so wohl fühlen kann, als auf solch einem schmalen Landstrich zwischen Haß und Meer. Die Annahme so früher lettischer Ansiedlungen auf der Kurischen Nehrung ist also entschieden festzuhalten. Neben den Letten kamen aber auch vielleicht Preußen und jedenfalls Deutsche und Litauer — diese beiden auch noch in neuerer und neuester Zeit — auf die Kurische Nehrung, und das engnachbarliche Zusammenleben dieser verschiedenen Nationalitäten hatte einen Austausch zwischen ihnen zur Folge, der gewiß nicht auf die Sprache beschränkt war. So mag manche heute lettische Familie einen deutschen Stammvater haben. Es ist ja bekannt genug, daß in Gegenden mit gemischter Bevölkerung die Nationalität der Frau im Familienleben zu entscheiden pflegt.“ Ursprünglich wird die lettische Sprachzunge über die Kurische Nehrung hinaus bis nach Samland hinein gereicht haben. Daher wohl die Ortsbezeichnungen Neu-Kuhren, Groß-Kuhren, Klein-Kuhren und ähnliche an der samländischen Küste. Dafür sollen die jetzt noch spärlich vorhandenen Lettiziemen in der Umgangssprache der samländischen Ostpreußen Zeugnis ablegen.

Etwas abweichend von allen diesen Auffassungen ist die Anschauung Dr. Kargeß, des Verfassers der 1925 in Königsberg erschienenen Schrift „Die Litauerfrage in Altpreußen in historischer Beleuchtung.“ Wir nehmen hier Bezug auf einen von Dr. Karge gehaltenen Vortrag nach dem Referat der „Königsberger Hartungschen Zeitung“: „Die erste Besiedlung dieses bis dahin unbebauten Gebietes (der Memelzippel) wurde vom deutschen Ritterorden in Livland und vom Bischof von Kurland vorgenommen, der 1252 die Stadt Memel gründete. Der Orden setzte als Ansiedler Kuren, nicht Litauer, an. In Kämpfen mit den heidnischen Litauern brach dieser erste Kolonisationsversuch bereits 1256 zusammen. Alle Personen-, Orts- und Flurnamen, die wir aus dieser Zeit kennen, sind kurisch-lettisch und nicht litauisch. Kurisch ist auch der Flußname Dange (gleich Ecke, Winkel). 1328 kam der Memelzippel in den Besitz des preußischen Ordens. Die zweite Kolonisationsperiode ging daher von diesem aus, namentlich von dem in Königsberg sitzenden Ordensmarschall. Die Burg Kossitten auf der Nehrung wurde um 1360 gegründet. Auf der gegenüberliegenden Landseite entstanden Windenburg und Warikfin (Alt-Kuß). Der Bischof von Samland beteiligte sich u. a. beim Bau der Burg Splitter. Windenburg und Warikfin sind kurische Namen. Seit etwa 1400 wanderten die Kuren, die aus ihren bisherigen Wohnsitzen von Letten und Samaiten verdrängt wurden, immer zahlreicher in die Memelgegend ein. Sie haben sich ziemlich rasch germanisiert. 1462 begann der dritte Kolonisationsabschnitt. Ein Deutscher, Andreas Schooppen, erhielt damals ein Gut auf dem Boden des späteren Sauerlaufen. Neben Deutschen sind zunächst nur Kuren und Letten festzustellen. Litauer erscheinen erst gegen 1480 spärlich, häufiger seit 1500. Es kann keine Rede davon sein, daß sie Urbewohner des Memelgebietes waren.“ Dennoch ist der Anschauung, das Land um Memel sei bis zur Ankunft der ersten Deutschen

menschenleer gewesen, schwerlich beizutreten. Dr. Karge legt das Hauptgewicht auf die Feststellung, daß das Memelgebiet mit der Kurlischen Nehrung nicht altlitauischer Boden gewesen sei. Diese Erkenntnis ist, namentlich soweit es sich um den Küstenstrich von Samland bis Memel und noch etwas weiter nordöstlich handelt, unbedingt zu unterschreiben.

Fassen wir nun alles hier Erwähnte zusammen, so gelangen wir zu folgendem Ergebnis: eine kurlische oder, was dasselbe ist, lettisch sprechende Küstenbevölkerung vom nordöstlichen Samland bis zum heutigen lettländischen Staatsboden hat es in vor- und frühgeschichtlicher Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach gegeben. Diese kurlische (lettische) Volkszone war durch das Haff geteilt in zwei vermutlich nur dünne Sprachlinien, deren eine im Norden die Nehrung ausfüllte, während die andere, südliche, das andere Haffufer einnahm. Davon ist nur wenig nachgeblieben, hauptsächlich in der östlichen Nehrungshälfte, etwa bei Nidden beginnend, namentlich teilweise noch Schwarzort einnehmend und bald hinter Mellneraggen nur noch sporadisch an der memelländisch-großlitauischen Küste bis zum Grenzfluß auftretend, den der Memelländer nach dem Litauischen Schwentoja, der (deutsche) Kurländer aber Heiligen-Na nennt. Was bei der geographischen — man würde heute sagen: geopolitischen — Betrachtung des alten Kurengbietes in die Augen springt, das ist der Küstencharakter ihrer Siedlungszone. Das Wasser — Haff und Meer neben zahlreichen Flußläufen — war ihre Domäne, bildete das Element ihrer erwerblichen Tätigkeit. Soweit Kuren heute noch auf der Nehrung und nordöstlich von Memel sitzen, handelt es sich nach wie vor meist um Fischer. Wir haben daher allen Grund zur Annahme, daß in den Adern der Kuren auch so mancher Tropfen Normannenblut rollt. Sie, nämlich die Normannen oder Wikinger oder Waräger, haben, in vorgeschichtlicher Zeit von Skandinavien kommend, sich zu Herren des östlichen Baltikums (in weiterem Sinne) aufgeschwungen, an der Küste jedoch zeitweilig auch als Kernbevölkerung, nämlich als Seeleute und Fischerbauern, Fuß gefaßt. Ihre alten dünnen Siedlungsstriche, die sich vom Bottnischen über den Finnischen und Rigaschen Meerbusen ohne Zweifel auch bis zum Mündungsgebiet von Memelstrom und Weichsel erstreckten, konnten aber naturgemäß nicht dauernd der nationalen Auffaugung durch die viel zahlreicher vertretenen indigenen Volkspplitter widerstehen. Diese waren zunächst vermutlich überwiegend ugro-finnisch, d. h. in dem von uns besprochenen Raumabschnitt livisch-kurlisch. Sie wiederum unterlagen im Laufe der Jahrhunderte zu einem Großteil dem sprachlichen Aufsaugungsprozeß durch die baltischen Stämme der Samen, Pruzzen, Litauer, Letten, während in geschichtlicher Zeit eine Regermanisierung stattfand, nur daß der gotisch-schwedische Urquell über die verschiedenen sprachlichen Zwischenstufen schließlich allgergötententeils in den deutschen Volksstrom mündete.

Die Gesamtzahl der Einwohner der Nehrung gibt Viktor Diederichs (Magazin der lettisch-literarischen Gesellschaft Bd. XVII, 1, 1883) nach amtlichen Angaben für 1846 auf 1297 Seelen, für 1871 auf 1929 Seelen an. Bezzenberger (Kurlische Nehrung) erhöht diese Ziffer nach Auskünften der betreffenden Land-

schaftsämler für das Jahr 1885 auf 2744. Von dieser Zahl mochte nach Dr. Bielenstein (Grenzen des lettischen Volksstammes usw.) vor vierzig Jahren vielleicht der dritte Teil noch lettisch gesprochen haben, etwa 700 bis 1000. Heute wird diese Zahl wohl wesentlich geringer sein, ja die Doppelsprachigkeit scheint fast in jedem kurlischen Fischerhause zu überwiegen, wobei kurlisch=lettisch, besonders bei der jungen Generation, immer mehr zurücktritt, meist zugunsten von Deutsch. Hier ist auch die nationale Mischehe gang und gäbe. Daß die kurlische Sprache sich bis heute noch hier und da erhalten hat, ist vermutlich entscheidendermaßen dem häufigen Zuzug aus Kurland zuzuschreiben. Darüber berichtet schon Bezzenberger (Über die Sprache der preußischen Letten): „Auf die Frage, woher die Kurssimiki auf die Nehrung gekommen seien, erhält man dort entweder keine Antwort, oder die, welche man bereits aus des jüngeren Ruhig Anfangsgründen einer litauischen Grammatik (Königsberg 1747) S. 132, kennt, sie seien aus Kurland gekommen, zuweilen mit dem Zusatz: nach der großen Pest im Anfang des vorigen Jahrhunderts . . . Aus dem Jahre 1745 wird von Kunzen berichtet, daß damals ganze Familien von dort nach Kurland entflohen . . . Man findet manche preußische Letten, die selbst oder deren Väter oder Großväter aus Rußland, und zwar soviel ich weiß, ausschließlich aus Kurland eingewandert sind.“

Soviel über die „interessante Insel echt lettischen Volkstums, eine Insel teils fast auch in dem buchstäblichen Sinne des Wortes, sofern, abgesehen von dem schmalen Zusammenhang der Landzunge nach Süden hin mit dem Festland Preußen (Samland), die Fischerdörfer der Nehrung nach Osten die Wogen des Hasses, nach Westen die weite Ostsee haben, teils in dem übertragenen Sinn, sofern die Letten der Nehrung von den kurländischen Stammesgenossen, abgesehen vom Wasserwege, durch die dazwischen wohnenden Litauer des Polangenschen Distrikts und der Umgegend von Memel getrennt werden.“ (Bielenstein, Die Grenzen des lettischen Volksstammes usw.) Dies ist übrigens nicht der einzige alte, zum Teil noch aus vorgeschichtlicher Zeit stammende Sprachrest, der sich an die Küste klammert, um schließlich doch dem Einfluß der übermächtigen, an sich auch lebensfähigeren Umwelt weichen zu müssen. Darin hat man weder Verlust, noch Tragik zu erblicken, vielmehr einen natürlichen Prozeß kultureller (und nationaler) Entwicklung, von dem gerade die davon „Betroffenen“ am meisten vorteilen. Wer in unserer Zeit Gelegenheit findet, das Leben und Treiben der Kuren oder Kurenabkömmlinge auf der Nehrung nördlich von Memel zu beobachten, der wird sich des Eindrucks nicht entziehen, daß die hier angedeutete Evolution durchaus der intelligenten und strebsamen Küstenbevölkerung zugute kommt. Dieser Prozeß ist nun so gut wie abgeschlossen und bildet soweit eine nicht zu übersehende positive Ausnahme von der im Osten leider jetzt nur zu häufig festzustellenden negativen Regel.



Die Geschichte vom Verlorenen Sohn

von Heinrich Meißner-Berlin, Preussische Akademie der Wissenschaften

Es war nicht kalter wissenschaftlicher Eifer allein, nicht der Drang allein, Gesetze, Formeln, Lautungen einer bisher unbekanntes Mundart zu erkennen, der die beiden Sprachforscher zu ihrer Ausfahrt bewog. Daß sie über die wilden Gebirge in die weltabgeschiedene krainische Landschaft hinabstiegen, um die kleine Sprachinsel Zahre, von der man berichtete, daß in ihr der letzte deutsche Laut längst verhallt sei, aufzusuchen, war weit mehr schmerzliche Liebe und war dunkle Hoffnung, es möchte ihnen im Verborgenen noch ein Klang aus dem Mund eines Menschen entgegenblühen, dessen Ahnen vor vielen hundert Jahren, von südlichem Drang und Abenteuerlust getrieben, dieses düstere und unwirliche Land zu ihrer neuen Heimat erkoren hatten.

Der kahle Karstwall im Süden der Wocheiner Save, mit dem beschwerlichen Jochpfad zwischen dem Beil und dem Ratitouz, Bergen zum Verschmachten, zumal im glühenden Sonnenbrand, war überschritten. Die Männer atmeten auf, als sich der Blick im schwarzgrünen Laub der Nußwälder verlieren durfte. Painta, Widerfunna, Uniwand, die Fluren mit den tönenden Namen, wurden nach den gewissenhaft vorbereiteten Karten freudig erkannt, und bald blickten zwischen den Baumkronen rote Dächer, die zerstreuten Behausungen des krainischen Weilers. Nach einer geringen Viertelstunde war der von wenigen Gebäuden umsäumte Kirchplatz erreicht. Weil es ein Sonntag war, sahen die Fremdlinge viele Menschen, zumeist jüngeres Volk, auf dem Platz herumstehen. Die Burschen trugen hohe Stiefel, lederne Beinkleider, die Weste mit den unzähligen Silberknöpfen, die Mädchen blaue und gressrote Röcke, bunte oder sehr große weiße Kopftücher. Durch eine staunende, neugierige Gasse zogen die Ankömmlinge zu dem als Schenke leicht kenntlichen Haus. Wo sie gingen, hörten sie nichts als leise Bemerkungen in der wie Gesang klingenden, schönen Sprache der windischen Slawen.

Nachdem sie auch in der Schenke, die von Männern strotzte, den ersten Andrang von aufmerksamer Beschauung bestanden hatten, gelang es ihnen, sich ungestört von der Anstrengung des Marsches mit Trank und Speise zu laben, zumal sie die Unterhaltung mit dem Wirt und unter sich in der ihnen geläufigen fremden Sprache vollführten. Allgemach gelang es ihnen, mit den Umstehenden ins Gespräch zu kommen, und da sie dieses bereitwillig und freigebig mit Wein würzten, erlangten sie nach Verfluß eines halben Nachmittags Kenntnis der verschiedensten Dinge, die das Dorfleben, die Sorge ums Brot, die Bedingungen der Gegend betrafen. Die zuletzt wie nebenhin gestellte Frage, ob es denn im Ort keine Deutschen gegeben habe oder noch gebe, machte die Gefragten plötzlich mißtrauisch und die farg erteilte Auskunft war, daß in der ganzen Gegend niemals Deutsche gewesen wären, und daß von allen Einwohnern des Ortes niemand als der Pfarrer einiger deutscher Worte mächtig sei. Diese Aussage bestätigte auch der Wirt eifrig und

eben dieser übertriebene Eifer war es, der die Fremden aufhorchen machte und anspornete, in ihren Forschungen weiterzufahren. Die Gemeinsamkeit des Trunks stellte im weiteren Verlauf des Beisammenseins das beinahe gestörte Einvernehmen wieder her, und in einem entstehenden Umkreis von Vertrauen löste sich von den Dorfleuten allmählich der Druck des Schweigens, der ihnen von irgendeiner Seite auferlegt schien, so daß zuletzt einer aus ihrer Mitte, näher rückend, mit Geheimnis heraus sagte, es sei wohl kein Unrecht und der Herr Pfarrer würde gewiß nichts dawider haben, wenn er den Herren verriete, daß die alte blinde Kosschababa die Sprache verstünde, nach der die Herren aus seien.

Von dem gutgelohnten Führer gewiesen, standen die beiden Fremdlinge in Erwartung vor der in Nachmittagsstille umsummten Hütte. Sie betraten den ärmlichen Flur und pochten an eine scheinbar in die Stube führende Tür. Ihrem Pochen ward keine Antwort. So betraten sie ungefragt den Raum und sahen wenige Schritte vor sich die Greisin. Sie saß auf einem niedrigen Stuhl und hatte die Hände gefaltet. Ihr ganz alter und schon kleiner Leib war aufrecht. Sie saß in einem dunklen Gewand, das bis auf den Boden ging. Ein ebensolches Tuch umhüllte den Kopf, so daß noch Strähne silberweißen Haares sichtbar waren. Mit erloschenen Augen war ihr hartes unbewegtes Antlitz horchend gegen die Eingetretenen gerichtet.

Die Männer grüßten in slawischer Sprache, und in der gleichen Sprache kam der einfache Gruß zurück. Nach einem kurzen Schweigen bot einer der Männer in deutscher Sprache den Gruß Gottes. Auf diesen antwortete die Greisin nicht. Doch war es, als ging ein tiefes Erschrecken durch ihr starres Sein. Ihr toter Blick und ihr Gesicht zogen sich gleichsam tiefer in sich. Sie saß unbewegt und schwieg. Nach einer Weile begann einer der Besucher neuerdings in der alten Gebirgssprache der südlichen Alpenbauern zu reden und er sagte ungefähr folgendes: „Mutter, Ihr müßt nicht erschrecken und glauben, daß wir mit einer bösen Meinung zu Euch kommen. Wir sind Landsleute von jenseits der Berge und man hat uns heut im Dorf gesagt, daß Ihr noch die Rede Eurer Kindheit sprecht. Wir wissen, daß in der alten Zeit die Leute hier anders gewesen sind und daß ihnen die Windischen später die Rede fortgenommen haben. Fürchtet Euch nicht, sondern sprecht mit uns, wie Ihr es in der alten Zeit von Eurer Mutter gelernt habt“. Die Greisin erwiderte auch auf diese Rede nichts. Es schien als ob sie in etwas Wunderliches horche und in ihren knotigen Gicht Händen war ein Beben. Als die nämliche Stimme abermals anhob und sagte: „Mutter, wir haben das Vaterunser wie Ihr in der Kirche gebetet, wir wollen Euch nichts Böses, der Pfarrer und der Zupan sollen es nicht wissen, wenn Ihr deutsch mit uns redet“, da erschien, von Unglauben und Greisenscham zwar noch überwältigt, darob aber nicht minder aus erschrockenem Herzen steigend, hinter dem steinernen Gesicht der Greisin eine sonderliche Bewegung. Die von Mißtrauen und einsamem Schicksal versiegelten Lippen lösten sich und auf die Fragen der Männer blätterte die letzte Zeugin eines versunkenen Geschlechts im fargen Tonfall des Alters die letzten Kapitel eines

vergessenen Sterbens auf. Es war eine bittere Chronik, die der eilige Stift der Forscher in die mitgeführten Bücher zu zeichnen hatte. Wenn die Zeugin, Johanna Kaiser mit Namen, auch ein Leben von mehr als achtzig Jahren, sechzig davon in Finsternis der Augen, gelebt hatte, so war ihre Erinnerung doch ohne Trübung, und die Geschehnisse lagen von einem inneren Licht erhellt vor den Hörern. In den Jahren, da das Mädchen zuerst das Brot Gottes empfing, sagte der Priester vor dem Altar noch die deutschen Gebete; zwanzig Jahre darauf wußten die jungen Bräute noch aus Muttersmund das Gebet des Herrn in ihrer Sprache zu beten; und wiederum zwanzig Jahre nachher, als die geistliche und weltliche Obrigkeit das Deutsche schon wie Gift ausrotteten, sprachen nur noch die älteren Leute in heimlicher Kammer die vertrauten Laute, während die Kinder auf dem Anger ihre Reihen tanzten und sich die Worte dazu in der neuen Sprache vorsangen.

Auf die Frage, ob sie noch die Gebete der Kindheit und die Worte der Schrift wußte, gab die Greisin zur Antwort, wenn sie nachdächte, würde sie wohl das eine oder andere Stück sagen können, aber eines, das sie in den jungen Jahren, wenn es der Priester von der Kanzel verkündigte, besonders gern gehört hatte, die Geschichte vom Verlorenen Sohn, die vermöchte sie, wenn es die Herren wünschten, gleich aufzusagen. Dann tastete der Mund der Greisin in das ferne Begebnis zurück, und stoßend, wie aus uralter Rückerinnerung, begann das ewige Gleichnis vom ausziehenden und wieder heimkehrenden Sohn. Es fiel den Männern nicht schwer, die wie aus verschollenen Zeitaltern hervorklingende Rede mit den feinen Schriftzeichen der Wissenschaft festzuhalten. Als der Mund der Greisin verstummte und die erste Stille nach der Feierlichkeit des alten Berichts verklungen war, sprach wieder einer der Männer: „Mutter, was Ihr uns jetzt erzählt habt, ist von uns in unsere Bücher gezeichnet worden, denn wir wollen es unseren Landsleuten berichten, daß das Wort Gottes in der schönen alten Rede noch nicht ganz erstickt ist in diesen Gegenden. Ich will Euch nun das Evangelium wieder lesen und Ihr müßt sagen, wo ich es etwa anders geschrieben habe, als Ihr gesagt habt“. Die Greisin widersprach nicht, und der Forscher begann laut zu reden: „A gewisser Mendisch hot gehät zwean Söhne. Dar Jüngare unter ihn' hät geräidet zem Vouter: ‚Vouter, gib mir's Soal, was mir gehört!‘ Und höt er zetoalt 's Vermögnis“. Stark und voll klangen die biblischen Worte in dem Raum, die Greisin horchte hochaufgerichtet wie auf eine Stimme, die aus der Tiefe der Zeit heraufstönt. War sie wieder ein Kind, der Gesang der Gemeinde ist verklungen, von der Kanzel verkündet der Priester die heiligen Gleichnisse? Die Männerstimme ging weiter und berichtete, wie der Sohn ins Fremde zieht, das Seine verprast und in bittere Armut stürzt. Er berichtete, wie Demut in das Herz des Verlassenen eingeht und er beschließt, reuig vor den Vater zu treten, damit ihn dieser unter die geringsten seiner Knechte aufnehme. Die Greisin atmete tief, als die Stimme meldete, wie der Vater dem Heimkehrenden liebevoll begegnet, ihn küßt und in seine Arme schließt. Der Sohn spricht: „Vouter, geschänket hän i wider me Himbl und wider Dein. I pin nit mehr wartt, Dein Sohn ze hoassan!“



Der Vater aber heißt die Knechte ein gutes Gewand zu bereiten, einen Ring für die Hand und Schuhe für die Füße; aus dem Stall läßt er ein gemästetes Kalb ziehen und dann spricht er die Worte: „Wir wollen essen und sein guater Dinge! Waia der mein Sohn ist gewesen toat und ist er wider erlebendiget; er ist gewesen vorloren, ist wieder gewonnen!“ Während dieser Worte schlossen sich die Augen der Greifin, und da die Worte ausklangen, fiel das weiße Haupt willenlos und schwer auf die Brust. Die Männer sprangen herzu, um die Sinkende zu stützen, und als sie näher hinsahen, wußten sie, daß in dem Leib der alten Frau kein Leben mehr war. Herbeigeholte Nachbarn mühten sich, den Körper auf sein Lager zu tun, bald war die Stube voller Menschen, die in der fremden Sprache beteten, schrieten und klagten, aber die Tote lag seltsam fremd und unnahbar auf ihrer Statt. Die Männer sahen noch, wie man bunte Weihblumen in die gefalteten Hände der Liegenden tat, dann wußten sie es nicht anders, als daß sie ihr Bündel auf den Rücken luden und schweigend den Raum verließen. . . .

Als sie eine geraume Zeit gegangen waren, wandten sie sich noch einmal und sahen den Weiler, vom Abendlicht friedlich beglänzt, im Tale liegen. Keiner der Männer sprach ein Wort, aber beide hatten in diesem Augenblick den gleichen Gedanken: Ein Verlorener Sohn.

Nachdem sie eine Weile gestanden hatten, setzten sie ihren Weg rüstig fort.



BCU Cluj / Central University Library Cluj
„Orchestervereinigung Helenendorf“

Eine Erinnerung an die Kaukasusdeutschen

von Oswald Zienau

Nach einem strapaziösen, doch unvergeßlichen Ausflug in die Hochgebirgswelten Transkaukasiens, der uns in die Nähe der gewaltigen Gipfel des über fünftausend Meter hoch emporragenden Bergmassives und zu den absonderlichen Bergvölkern der mit ihren Jahrhunderte alten Sitten und Gebräuchen in schwer zugänglichen Gebirgstälern wie eingeschlossen lebenden Imeretiner und Swaneten brachte, war ich allein nach Tiflis, dem städtischen Zentrum aller transkaukasischen Republiken, zurückgekehrt. Denn auf jeden Fall mußte ich nach Helenendorf, der bedeutendsten Siedlung der Deutschen in Aserbeidschan!

Ein breites, blumiges Tal ist Georgien; öde, sonnenverbrannte Steppe ist Aserbeidschan. Durch einen glühenden Sonnenmittag schaukelt der Zug. Mit in Tiflis bekanntgewordenen Helenendorfern döse ich die langen Stunden uninteressanter Steppenfahrt ab, gequält von brennendem Durst. Gandshha, unsere Zielstation, ist wieder unverfälschter Orient; kaum daß man sich retten kann vor dem wilden Ansturm badschischgieriger Träger und Kutscher. In uralten Zeiten Hauptstadt eines sagenhaften Gandshhareiches, ist das Gandshha von heute Abbild wüstesten Rassen-

hasses: zur einen Seite der von der Gandschinka, einem träge fließenden Flützchen, zweigeteilten Stadt die muselmanischen Türken, zur anderen die christlichen Armenier, beide zu Frieden und Verständigung nur gezwungen durch die drohenden Karabinerläufe der Roten Miliz. Auf der breiten Gandschinkabrücke gar sechs Wachhäuschen: nach sechs Uhr abends ist Türken und Armeniern der Verkehr über diese Brücke verboten; wer gegen dieses Verbot verstoßen will, läuft Gefahr, ohne weiteres erschossen zu werden!

In einem vorsintflutlichen Droschenungetüm holpern wir durch die Stadt. Eine alte, kunstvoll gebaute und verzierte Moschee mit hochragenden Minarettis ist das einzige sehenswerte Baudenkmal dieser Stadt. Nach Überwindung des üblichen „Verkehrsunfalls“, der uns fast auf das Straßenpflaster gerworfen hätte, rollen wir bald das unabsehbare Band einer sonnengleißenden Chaussee hinab. Hohe, schlanke Platanen zu beiden Seiten der Fahrstraße künden dann das nahende Helenendorf. Schon nach Feierabend, fahren wir in ein stilles deutsches Dorf hinein. . .

Helenendorf ist nicht die älteste Deutschsiedlung Transkaukasiens, aber durch einen zielbewußten Aufbau ein großzügiger, geistiger und wirtschaftlicher Mittelpunkt des gesamten Deuschtums im Trans- und Nordkaukasus geworden. Das drückt sich aus sowohl in der Ordnung und Wahrnehmung der Gemeinschaftsangelegenheiten als auch in der Lebensführung des Einzelnen. Ein hoher, spitzer Dachgiebel, ganz wie im Schwabenland, krönt die durchweg aus Stein erbauten Häuser; vom Hausbau der Eingeborenen ist nur übernommen die im ganzen Orient übliche, sich breit um den Oberstoß herumziehende, teils glasverdeckte, teils offene Holzveranda. Ein geräumiger Marktplatz mit einem schlankgetürmten Kirchlein in der Mitte des Platzes, mit Gemeindehaus und Schulen, denn Helenendorf hat außer seiner Grundschule noch ein Gymnasium, das von den Kindern aller deutschen Dörfer des Trans- und auch Nordkaukasus besucht wird. Selbstverständlich schwäbelt man in Helenendorf, so daß es ganz wie in der lieben, deutschen Heimat klingt inmitten einer orientalischen Wesens- und Wunderwelt, die der schöne Bergsee Gei-Gel und die Bergguppen des Rjapas offenbar werden lassen.

Besuche zu machen und zu empfangen, füllt meinen ersten Helenendorfer Tag aus. Mit aller Gründlichkeit lerne ich Personen und Dinge kennen, die geistig und wirtschaftlich das kaukasische Deuschtum fundamentieren. Die Umstellung, die die bolschewistische Ordnung auch in dieses deutsche Gemeinwesen hineingetragen hat, zeigt am deutlichsten die Genossenschaft „Konkordia“, die die Deuschwinzer von Aserbeidschan so gut wie vollzählig erfasst. Helenendorf ist Kellerei- und Verwaltungszentrale der Genossenschaft. Hier fließt im wahrsten Sinne des Wortes der Traubensaft altdeutscher Stämmlinge, die in der aserbeidschaner Sonne prächtig ausreifen, zusammen, und von hier strahlt der Versand in die hunderte und aberhunderte Ladengeschäfte der „Konkordia“-Genossenschaft aus, die sich auf dem ganzen Gebiet des sowjetrussischen Riesenreiches mit dem typischen Markenzeichen eines geflügelten Fasses ankündigen. — Ein Tröpfchen, das sich zeigen kann, wo deutsche Zungen zu frohem Feiern vereint sind.

Der Nachmittag und Abend war im Plaudern mit der ältesten Generation der Helenendorfer hingegangen: das Erinnern längst vergangener Jahrzehnte war mit freundlicher Nachhilfe einer Flasche Helenendorfer Schaumweines wie lebendigstes Erleben aufgestiegen. Zurück in die Tagesnotwendigkeiten rief der Ausbruch meines Gastgebers, der aber nicht nach einem ärztlichen, sondern nach einem tönenden Instrument, einer Trompete, griff und sich mit der Entschuldigung verabschiedete, er habe Orchesterabend. „Im übrigen freuen wir uns sehr, wenn Sie uns zu etwas späterer Stunde im Übungsfaal besuchen werden“, fügte er abschließend hinzu.

Warum sollten die Helenendorfer nicht auch ihre Musik haben! Und ich dachte an die mehr gut gemeinte, aber weniger schön klingende Bauernmusik der Heimat, und begab mich in das Klubhaus.

Alle Wetter! Was da zu hören war, Übungen zu Wagners Meisterfinger, das klang so gar nicht nach „Bauernmusik“; das war das ernsthafte Üben eines sehr ernsthaften Orchesters. Jede Unreinheit wurde abgeklopft vom Dirigenten, und die Übung wurde wiederholt, bis auch die schwierigsten Partien sicher saßen. Als die Übung beendet war, kam ein jüngerer Mann auf mich zu, der sich mit den fünf Fingern das Haar aus der Stirn zurückstrich. Und der Herr Kapellmeister begrüßte mich im reinsten Wienerisch: „Jesses, na so was, ein Reichsdeutscher“. Dann kam etwas Wienerisches: zart und schmiegsam quoll der Donauwalzer aus diesem Orchester auf. Als zweites eine klassische Musik, und schließlich folgten flotte Preußenmärsche. Das alles mitten in Uferbeidschan! Gespielt mit weit mehr als laienhaftem Können von einer Kapelle, in der der Arzt die erste Trompete spielte, der Gymnasiallehrer die große Trommel schlug, ein Rümer die Basstrompete blies.

Ihren Kapellmeister hatten sich die Helenendorfer von der Berliner Staatlichen Hochschule für Musik geholt. Der war der europäischen Städte überdrüssig, und so zog er mit einer jungen Frau auf die abenteuerliche Fahrt nach Helenendorf in Uferbeidschan.

Im Garten des Helenendorfer Klubhauses steht eine große Orchestermuschel. An den Sonntagen ist hier Konzert. Da spielen der Arzt, der Gymnasiallehrer und der Rümer den anderen Helenendorfern etwas vor: alte Walzer, klassische Musik aller Völker und Märsche aller Art. Zu besonderen Gelegenheiten wird auch noch der gemischte Chor hinzugezogen. Und die großen Werke für Orchester und gemischten Chor tönen zu den spitzegebeligen Schwabenhäusern hinauf, um die eine breite orientalische Holzveranda läuft. . .

Letztes Dunkel einer südlichen Nacht mit klaren Sternbildern steht über mir, als der Wagen aus Helenendorf heraus auf Gandsha zurollt. Ein Ton weht hinter mir her, melodios klar, ungenannt wohl aus einem Ganzen genommen. Letzter Helenendorfer Gruß. Höre ich in mich hinein, klingt immer wieder dieser einfach-klare Ton als unvergeßbare Erinnerung auf.

Deutsches Schrifttum der Gegenwart in ausgewählten Kapiteln

Indem wir auf unsere Veröffentlichungen in den Hefen 7/8 und 10 des laufenden Jahrganges unserer Zeitschrift verweisen, bringen wir heute als weitere Probe reichsdeutschen Geistesgutes der Gegenwart aus dem im Inselverlag zu Leipzig erschienenen Buche „Brot“ das Kapitel:

Das öde Land von Eben

von Karl Heinrich Waggerl

So kommt der Frühling auf das öde Land von Eben, das geschieht über Nacht. Die Luft wird plötzlich klar und riecht säuerlich, es ist eine laue, trachtige, fremde Luft, die lautlos über den Kamm des Berges kommt und durch die schwarz gefärbten Wälder fließt. Das Wild wird unruhig, Rehe und Hirsche treten aus dem Holz. Sie wechseln planlos über den glasigen Schnee der Felder, aber auch hier ist der Schnee schon faul vom Grunde her, und die schmale Wildspur säuft sich sogleich mit Wasser voll. Im Umkreis einzelner Bäume schmilzt der Firn zuerst, das Wasser wäscht ihn aus, und dann sinkt er mit einem seufzenden Laut zusammen. Es tauchen Sumpfsgräser aus der dünnen Decke, die Erde drängt sich mit breiten Buckeln hindurch, braun und dampfend liegt sie in der schläfrigen Sonne.

Ja, das geschieht beinahe über Nacht, einmal im März, zuweilen auch viel später, wenn im Tale schon die Weiden verblüht sind. Das Land von Eben liegt hoch im Gebirge, ein elendes, verlassenes Stück Erde, vom Wald umklammert, vom Eis der Berge überschattet. Aber jetzt ist Frühjahr, der Tag wird länger, und die Sonne spannt einen gewaltigen Bogen vom Morgen bis zum Abend. Vielleicht ist seit Jahrzehnten niemand mehr in diese Einöde gekommen, niemand, seit die Bauern von Eben ihr Land verlassen haben, dieses verfluchte Land, das so arm ist, daß sich kein Käufer dafür finden ließ. Es blieb verlassen, und so sank es allmählich wieder in die Wildnis zurück. Die Wälder warfen ihren Samen in die Gründe, überall steht Jungholz in den sumpfigen Wiesen, und der Wildbach trägt Steine in den ebenen Acker. Niemand weiß, wie fest und fett hier der Boden ist.

Ein Mann tritt unten aus dem Walde, ein Mensch, der plötzlich da war und Hand anlegte. Er trägt einen Baum auf der Schulter, langsam steigt er über die nassen Wiesen herauf. Der Balken ist schwer vom Schmelzwasser, schwer wie Blei. Der Mann krümmt seinen Rücken, er krümmt auch die Kniee unter dieser Last, und zuweilen stützt er sich auf die Knöchel der freien Hand, wenn sein Tritt

nicht sicher genug war. Sein Weg folgt den schneefreien Stellen auf dem Hang, dann kommt der Bach, über den ein Baum geworfen ist, und ein wenig weiter auf dem steinigem Ufer liegen schon viele von diesen schwarzen, behauenen Stämmen, in Reihen gelegt und zum Trocknen übereinandergeschichtet.

Das ist Simon Röck — der Mann, der Bauholz in die Einöde schleppt. Er kommt von irgendwoher, gleichviel, hier fragt ihn niemand danach. Seine Brust dehnt sich gewaltig unter dem groben Hemd, er ist nicht alt und nicht jung, aber breit und stark, darum nimmt er Besitz von diesem Lande, das niemand gehört, weil es gar zu arm ist und keinen Menschen ernähren kann.

Simon rollt seinen Baum auf die Erde und setzt sich hin, um ein wenig Luft zu schöpfen. Es ist ein guter Platz, eben, hoch gelegen und trocken. Unterhalb liegen die Felder, eine große glatte Wiese vor dem Wald, etwas weiter sonnseitig der Acker, durch den jetzt der Wildbach fließt, und darüber hinaus Halden und Weiden, die sich im Holz verlieren. Man sieht weithin über die endlose Flucht der Wälder, die letzten Ruppen zerschmelzen in bläulichem Rauch.

Hier, wo der Grund fest ist und wo man Steine für die Mauern brechen kann, hier will Simon bauen. Das Haus stand früher unten, es zerfiel mit den Jahren, und der Wald verschlang die Reste nach und nach. Nun bricht Simon heraus, was noch zu brauchen ist, er klettert den ganzen Tag im Gebälk herum und wuchtet das Bundwerk auseinander. Manchmal plagt er sich unmenshlich damit, einen Tram aus den Zapfen zu heben, und dann ist der Baum hohl und zersplittert wie ein Rohr. Aber andere Balken sind gesund geblieben, das Holz ist hart wie Horn, und dann findet sich ein ganzer Bretterboden auf der Tenne — sechs- unddreißig gute, dreißilige Bretter, glatt und gesäumt.

Seit vierzehn Tagen arbeitet Simon so, allein, von keiner lebendigen Seele getröstet. Er schläft in dem verfallenen Haus, die Nächte sind noch kalt, manchmal überschwemmt ihn ein Regen im Schlaf, und dann ist er am Morgen so steif gefroren, daß er sich kaum ermuntern kann. Der Bauplatz ist längst geebnet, schon zweimal hat Simon damit angefangen, den Grund auszuheben, aber es soll nicht sein, der Regen vertreibt ihn immer wieder.

Am Morgen des vierten Tages entdeckte er, daß die Mäße in seine Vorratskiste gedrungen war. Er mußte den ganzen Tag daran wenden, einen Verschlag für das Rauchfleisch zu zimmern, und dann blieb nichts übrig, als kleine Kuchen aus dem nassen Mehl zu backen, damit es nicht verdarb.

Ja, es war schlimm in diesen Zeiten, fast zu arg für einen einzelnen Mann. Simon setzte sich an das Feuer und sang, um der Traurigkeit Herr zu werden. Der Regen zischte in der Glut, um ihn war Nebel, eine undurchdringliche, graue, trostlose Mauer. Immer mehr überwältigte der Kummer den einsamen Mann, die Arbeit wollte nicht mehr vorwärtsgehen. Um es sich leichter zu machen, hatte Simon einen großen Haufen Bauholz am Ufer des Baches zusammengelegt. Wenn der Weg trockener war, wollte er es weiterschaffen. Aber am neunten Tage brachte der Südwind Wildwasser in die Halde, und am Morgen war alles Holz ver-

schwunden, weggeschwemmt — ein grauer, reißender Strom wälzte sich mitten durch den Acker. Simon kehrte um, er warf den letzten Baum von seiner Schulter in das wilde Wasser und ging zurück, um sein Werkzeug zusammenzuschüren.

Es war aus. An diesem neunten Tage wurde Simon kleinmütig und beschloß, dieses verfluchte Land zu verlassen.

Aber gegen Ende des Tages, als er trockenes Holz für seine letzte Suppe suchte, entdeckte Simon den Bretterboden auf der Tenne. Es war wunderbar — sechshunddreißig schwere, dreizöllige Lärchenbretter. Bis in die Nacht hinein arbeitete Simon daran, den eingesunkenen Dachstuhl abzutragen, es war ein Geschenk Gottes, ein Schatz, groß genug, einen verzweifelten Mann wie Simon wieder aufzurichten.

Auch das Bauholz fand sich, einiges davon war freilich vermurt oder gebrochen, in Fasern zersplittert, allein das meiste hing im Walde zwischen den Stämmen. Harte Arbeit, ja, aber der Verlust war nicht allzu groß.

Jetzt, am sechzehnten Tage, liegt alles oben auf dem Platz. Das Wetter wird klar, ein Geier pfeift hoch in der Luft, das ist ein gutes Zeichen.

Simon arbeitet nun daran, den Bauplatz zu säubern, bis er glatt und eben ist wie ein Tisch. Vielleicht wäre es gar nicht nötig, so peinlich genau damit zu verfahren, ein paar geringe Steine schaden wohl nicht, oder ein kleiner Buckel hier und dort. Aber versteht ihn recht: es ist schwer für einen einzelnen Mann, sich alles zurecht zu legen, es will so vieles bedacht sein!

Hier wird nun der Keller gegraben, acht Stufen tief, bis auf den gewachsenen Fels. Gut, darauf kommt die Stube mit zwei Fenstern an jeder Seite, auch das. Aber dann wäre da der Stall, der nimmt die Hälfte des Raumes ein, er muß geräumig ausfallen, für Schweine und Schafe muß er nebenbei ausreichen. Ja, geräumig und breit.

Und die Scheune? Und die Tenne? Der Futterboden muß über dem Stall eingerichtet werden, das versteht ein Kind. Aber dann ist noch eine Geschirrkammer nötig, ein Wagenschuppen vielleicht, dies und das, man muß vieles zugleich im Kopfe haben.

Will Simon einen großen Hof in die Einöde bauen, einen Palast mit Zinnen und Türmen? Er geht mit einer langen Latte herum und mißt und rechnet — es ist eine furchtbare Arbeit. Simon hat unzählige Linien in den Sand des Bauplatzes gezeichnet und mit den Schuhen wieder ausgelöscht, ehe er fertig ist und die Richtpflocke für seine Grundmauern einschlagen kann. Nun aber macht er sich daran, den Graben auszuheben. Simon bringt prächtige Bausteine aus der Erde, sie brechen wundervoll in großen, schwarz glänzenden Platten.

Nein, einen Palast will Simon nicht bauen, keinen Hof mit hohem Giebel und einem Glockenturm auf dem Dach. Es wird zuerst nichts weiter sein als eine Hütte, eine einzige Kammer mit zwei Fenstern an jeder Seite, auch das ist gut und stattlich für den Anfang. Der Mann in der Einöde muß Geduld haben, er ist noch nicht alt, eines kommt zum anderen, die Zeit ist sein Gehilfe. Simon

arbeitet unbedröckert, er krümmt sich und schnauft und sät seinen Schweiß in die Grundmauern des Hauses.

Besonders der Keller wird zu einer wahren Schatzkammer. Simon hat anfangs damit gerechnet, Steine aus dem Bach heraufschleppen zu müssen, und es ist nicht gut, mit Kugelfeinen zu mauern. Nun findet er Steine genug in seiner Grube, eine wahre Leidenschaft überkommt ihn, die Blöcke groß und ebenmäßig aus dem Schacht zu heben. Man muß es im Gefühl haben, wo der Fels bricht, die schwachen Stellen und die feinen Sprünge kann man nicht sehen oder mit den Fingern greifen. Simon ist verliebt in seine Blöcke, die immer größer und schwerer aus den Wänden brechen, er hebt sie mit beiden Händen bis in die Höhe der Brust, dann streckt er sich und schiebt die gewaltige Last mit einem zähen Ruck über den Rand der Grube. Der Keller wird tief und trocken, ein Haus für sich.

Simon geht am Abend gar nicht mehr zur alten Hütte hinunter, er baut einen Ofen aus den Steinen, wirft Reisig in die Grube, und dann schläft er da, unter dem sternbesäten Märzhimmel.

Nun aber muß Simon in das Dorf zurückgehen, er braucht Kalk für das Mauerwerk, ein wenig Fett und Mehl für seine dürftige Kost. Geld hat Simon nicht, ein paar Silberstücke, das ist alles. Er sucht das Heu in der abgerissenen Scheune zusammen, aber es ist nicht viel Staat mit diesem muffigen Haufen zu machen, und jetzt, im Frühjahr, steht trockenes Futter gering im Wert. Simon sieht aus wie ein ungeheurer, brauner Käfer, mit seiner Last Heu auf dem Rücken. Er schleppt und windet sich den ganzen Tag lang durch den weglosen Wald, er kaut ein wenig an einer Speckschwarte, wenn ihn allzusehr hungert, und dann trinkt er Wasser aus dem Bach, der ihn begleitet. Niemand begegnet ihm, keine Menschenseele, die Arbeit ruht noch im Holz.

Die Dorfleute lachen ihn aus. — Oho, im Frühjahr will da einer Heu verkaufen, und was für ein Heu! Aber Kalk kann Simon haben, der kostet nichts. Er ist nicht zu beneiden, wenn er einen Tragkorb voll Kalk in die Einöde schleppen will!

„Ja,“ sagt Simon, „es ist weit, das muß wahr sein. Aber — einen Korb, sagst du? Das ist zu wenig.“

Nun, in Gottes Namen, zwei oder drei Körbe, eine Fuhre wird er wohl brauchen.

„Du mußt mir den Kalk nicht schenken“, meint Simon vorsichtig. „Wenn du das Heu nicht willst, so kann ich dir Holz bringen.“

Holz? Das ist ein Wort. Die Dorfleute, versteht ihr, das sind bequeme Leute. Sie haben ihre Häuser an die breite Straße gebaut, sie wohnen da ganz behaglich, haben allerlei hübschen Kram auf den Kästen stehen, sie essen aus glatten Schüsseln, am Sonntag gehen sie in sauberen Röcken stattlich zur Kirche, und das alles, die glatten Schüsseln, die guten Kleider, das kommt auf der breiten Straße zu ihnen, da läuft niemand einen Tag weit danach. Nur Holz, Brennholz für die kalte Zeit, das kommt nicht von selbst auf der Straße angefahren.

Auch der Krämer zeigt sich umgänglich. Simon steht vor dem Ladentisch, er steckt die Hand in die Hosentasche und dreht sein Silberstück zwischen den Fingern. „Du kannst alles bei mir holen“, sagt der Krämer. „Alles, was du brauchst, wenn ich es auf dem Lager habe, und da wird wenig fehlen. Wir machen dann ebene Rechnung, wenn du mir Holz dafür liefern willst.“

Simon zieht die Hand wieder aus der Tasche. „Ja“, sagt er, „wenn du kein Geld nimmst, mir ist es recht. Dann lege auch noch ein Paket Salz dazu“ — Salz ist notwendig für die einfache Kost auf Eben.

„Auf Eben, so. — Auf Eben, sagst du? Ja, höre, dort ist doch kein Mensch mehr?“

„Nein, niemand mehr. — Aber“, sagt Simon ruhig, „ich baue auf Eben.“

Viermal muß Simon noch in das Dorf zurückkehren, viermal bringt er eine ungeheurere Last an Kalk und allerlei Vorräten nach Hause. Der Weg wird allmählich gangbarer, Simon nimmt sich am Morgen, wenn er nichts trägt, Zeit, das Unterholz auszuhacken, da und dort ein wenig abzugraben und Trittbäume über den Bach zu werfen. Er kennt jetzt jeden Felsblock, jede Krümmung seines Weges, in der Nacht würde er nach Hause finden.

Das Wetter hält gut an, aber am dritten Tage überrascht ihn doch ein Regen unterwegs, und das ist schlimm, wenn man einen Korb auf dem Rücken trägt, der mit ungelöschtem Kalk gefüllt ist. Es zischt und raucht und kommt warm auf die Haut, Simon wirft den Korb über seinen Korb, das Hemd, alles was er auf dem Leibe trägt, aber es ist doch gut, daß er nicht mehr allzuweit zu laufen hat.

Noch einmal muß Simon den Weg aus dem Dorf hinaufsteigen, diesmal trägt er nicht viel auf dem Rücken, aber er hält einen Strick in der Hand, und an dem Strick hängt eine Ziege. Es ist ein großes häßliches Tier, mager und zottig wie der Teufel, Simon ist einen ganzen Tag unterwegs, bis er sich nach Eben durchgefressen hat.

Und nun ist Simon nicht mehr so allein und verlassen in der Einöde, die Ziege steht in der Nähe des Baches, wo das Gras schon fett aus dem Boden schießt, sie schaut verständig zu, wie Simon den Kalk löschet, und unterhält ihn mit ihrem leisen Gelächter. Nachts hört er, wie sie zuweilen aufsteht und den Tau aus ihrem Pelz schüttelt. Sie gibt Milch, und allmählich wird sie fett und zutraulich wie ein guter Hund. Ach ja, es ist schwer für einen einzelnen Mann, aber vieles ist anders und besser geworden auf Eben!

Simon legt den Grundstein für sein Haus, er zeichnet ein Kreuz auf den schweren Block, und dann bettet er ihn sorgsam in den frischen Mörtel.



Rundschau

Zehn Jahre „Deutsche Bühne Bromberg“

Am 11. November waren zehn Jahre vergangen, seit in der „Deutschen Bühne Bromberg“ „... zum ersten Male / Sich nach des Weltkriegs Sturm und Wettergraus / Der Vorhang hob im fahlen Brettersaale. / Verloren war das schöne Musenhauß / Aus alter Zeit. — Doch auch in dürft'ger Enge / Erfreuten hehr der deutschen Dichtkunst Klänge.“

„Diese dürft'ge Enge“ spürten weniger die Zuschauer (die 417 Sitzplätze reichten meist aus), als die Darsteller. Die Garderoben, vormalig für das kleine Ensemble eines Sommertheaters berechnet, brachten die neue, zuweilen hundertköpfige Schar in eine „drangvoll fürchterliche Enge“. Seit dem Umbau der Bühne im Vorjahr haben die aktiven Mitglieder zwei große, bequeme und geräumliche Ankleideräume. Von außen gesehen macht freilich die D. B. B. immer noch den Eindruck eines „Kunstschuppens“. Die Deutschen Brombergs sind aber froh darüber, daß nach dem Verlust des prächtigen Stadttheaters ein unliquidierbares Haus in ihren Händen blieb, das die notwendigen räumlichen und technischen Voraussetzungen für eine ernsthafte Schauspielpflege bot.

Und der bretteerne Musentempel im Elysium-Garten hat auch seinen Ruhm: Hier arbeitet die fleißigste Laienbühne der Welt! Hier gelang zum erstenmal in der neueren deutschen Theatergeschichte die schöpferische Synthese von Berufs- und Laienbühne! Hier wurde die Frage des Theaters „der Klein- und kleinen Mittelstadt“ (die Bromberger Deutschgemeinde zählt rund 12.000 Seelen) in künstlerischer, personaler und sozialer Hinsicht eigenartig und mustergültig gelöst! —

Warum sich in Bromberg eine solche Bühne entwickeln konnte? Es waren alle glückhaften Umstände für ihre Gründung und ihren Ausbau vorhanden: ein theatergewöhntes Publikum; ein brauchbares Theatergebäude, dessen Bühne den wichtigsten technischen Anforderungen entsprach; Stimmung in allen Kreisen der damals noch 40.000 Deutschen Brombergs für die Neugründung einer Bühne, nachdem in das Stadttheater die erste polnische Schauspielertruppe eingezogen war; eine ausreichende Anzahl von begabten und kunstbegeisterten Spielern.

Den Gedanken zur Gründung der D. B. B. weckte eine echte Laienspielschar, die sich Meister Hans Sachs zum Zunftheiligen erwählt hatte und die in und um Bromberg fleißig gastierte. Den man zum Werke rief, diesen Gedanken gestaltende Tat werden zu lassen, war Dr. Hans Tixe. Der Gerufene erwies sich als ein Berufener. Die theoretischen Vorbedingungen für die Aufgabe eines Bühnenleiters brachte er mit. Als akademischer Deutschlehrer hatte er die beste literarische Bildung, als langjähriger und anerkannter Kritiker des künstlerisch hochstehenden Bromberger Stadttheaters den geschulten Blick für Darstellung und Szene. Eine treffliche Vorschule der Bühnenpraxis war seine Beobachtung bedeutender Regiekünstler, als er, noch Berliner Student, kunstbegeistert sich in die Reihen der Statisten

des Staatlichen Schauspielhauses und der Königlichen Oper stellte. In dem begabten und langgedienten Schauspieler und Regenten des Bromberger Stadttheaters, Hans Majewski, gewann Dr. Tizze der neugegründeten D. B. B. einen kenntnisreichen künstlerischen Beirat und trefflichen Lehrmeister, dessen strenger Schule sich alles willig unterwarf, vom Bühnenleiter und den Hauptdarstellern an bis zum letzten Statisten.

Diese fachmännische Schulung und eine mit den Spieljahren zunehmende Bühnenerfahrung erklären den anerkannten künstlerischen Stand der D. B. B.

Die „Räuber“-Vorstellung am 9. November 1930 ist die 946. der Gesamtspielzeit. Die D. B. B. nähert sich also ihrer 1000. Aufführung! Im erledigten Spielplan haben Schillers „Räuber“ die Stück-Nummer 147! Unter den bereits gespielten Stücken findet sich eine große Zahl von solchen, die darstellerisch (und oft auch szenisch) die denkbar größten Anforderungen an den Spielleiter und die Spieler stellen. Es seien hier zur Kennzeichnung nur folgende Werke genannt, die die D. B. B. auf ihre Bretter gebracht hat. Goethe: „Faust“, „Egmont“, „Götz von Berlichingen“; Schiller: „Die Räuber“, „Kabale und Liebe“, „Wilhelm Tell“, „Don Carlos“; Lessing: „Minna von Barnhelm“; Heinrich v. Kleist: „Der zerbrochene Krug“; Grillparzer: „Des Meeres und der Liebe Wellen“; Heibel; „Gyges und sein Ring“; Gustav Freytag: „Die Journalisten“; Shakespeare: „Hamlet“, „Sturm“, „Ein Sommernachtstraum“; Gerhart Hauptmann: „Die versunkene Glocke“, „Elga“, „Der Biberpelz“; Strindberg: „Totentanz“, 1. und 2. Teil; Max Halbe: „Der Strom“; Max Dreher: „Die Siebzehnjährigen“; W. Schmidt-bonn: „Der Geschlagene“; Wilh. v. Scholz: „Der Wettlauf mit dem Schatten“; Alfred Neumann: „Der Patriot“; Bruno Frank: „Zwölftausend“, „Die Perlenkomödie“; Eugen Ortner: „Meier Helmbrecht“; Siegmars Wülfing: „Die Lustigen von Weimar“; Heinrich Laube: „Die Karlschüler“; Wolfenstein: „Die Nacht vor dem Beil“; Wildgans: „Armut“; Skowronek: „Im Forsthaue“; Hans Müller: „Der Schöpfer“; Rehfish: „Nickel und die 36 Gerechten“; Bernh. Shaw: „Die heilige Johanna“; Schariff: „Die andere Seite“; Andrejew: „Der Gedanke“; Jules Romains: „Der Diktator“ usw. An musikalischen Stücken konnte die D. B. B. u. a. herausbringen: „Der Waffenschmied“, komische Oper von Lorzing; „Der Freischütz“, romantische Oper von K. M. v. Weber; „Martha“, Oper von Flotow; „Der Wildschütz“, komische Oper von Lorzing; „Die Fledermaus“, Operette von Joh. Strauß; „Ein Walzertraum“, Operette von Oscar Strauß; „Der fidele Bauer“, Operette von Leo Fall; „Das Dreimäderlhaus“, Singspiel von Schubert-Berté; „Sänzerin aus Liebe“, Operette von Wilhelm v. Winterfeld.

Auf dem ganzen Erdenrund gibt es keine zweite Laienspieler-schar, die an ihrem Standort quantitativ und qualitativ noch mehr geleistet hätte! Das polnische Stadttheater in Bydgoszcz, also eine ausgesprochene Berufsbühne, studierte im letzten Spieljahr 18 Stücke ein, die D. B. B. 16 Stücke!

Träger dieser Arbeit waren Menschen, die am Tage von ihrem bürgerlichen Beruf in Anspruch genommen wurden und die auf eine nennenswerte finanzielle

Entschädigung für ihren freiwilligen Bühnendienst niemals rechnen konnten. Wahrlich: ein seltenes und eigenartiges Beispiel kulturellen Gemeinschafts-sinnes!

Spielfreudigkeit und die Einsicht in die Notwendigkeit einer „Deutschen Bühne Bromberg“ werden hoffentlich auch weiterhin eine pflichtbewusste Spielerschar zusammenhalten. Es wird das angestammte Volkstum „in der Zerstreuung“ sich behaupten können, wenn das Gemeinschafts-Bewußtsein weiter wach bleibt. Das wird aber nur dann der Fall sein, wenn immer wieder Gemeinschaft erlebt wird. Diese Erlebnismöglichkeit schafft die Bühne in ganz besonderem Maße. Die Deutschen, die in der Stadt Bromberg und ihrer Umgebung ihre Heimat haben, dazu alle Landsleute, die von den zahlreichen Gastspielreisen der „Deutschen Bühne“ beglückt wurden, sind ihr dafür zu unauslöschlichem Dank verpflichtet!

Bücher-Spende für deutsche Volksbibliotheken in aller Welt!

Groß ist die geistige Not derer, die ihren sehnlichen Wunsch nach guten Büchern nicht erfüllen können, weil es ihnen an Mitteln dafür fehlt. Die Aufgabe aller Nationen muß es heute sein, dieser Not zu steuern, und in erster Linie sind zur tätigen Hilfe alle großen Kulturverbände und jedes ihrer Mitglieder berufen. Mit Genugtuung können wir heute unseren Lesern mitteilen, daß die Deutsche Buch-Gemeinschaft 3000 wertvolle Bücher gestiftet hat, als Grundstock für ein großes Hilfswerk, das den Volks- und Grenzbüchereien zugute kommen soll. Schon öfter hat die D. B. G. mit ihren 400.000 Mitgliedern in aller Welt für das gute deutsche Buch geworben und es ist nicht überraschend, daß wiederum gerade diese Organisation als erste in großzügiger Weise dem Ansturm wirtschaftlicher Not durch machtvolle Zusammenfassung der im Volkstum ruhenden kulturellen Kräfte zu begegnen sucht. Für jede Newerbung gibt die Deutsche Buch-Gemeinschaft einen Band ihrer Auswahlreihe im Bibliothekseinband nach freier Wahl des Werbers in die „Stiftung für die deutschen Volks-, Grenz- und Auslandsbüchereien“, außerdem erhält der Werber selbst einen geschmackvoll ausgestatteten Brokat-Band als Prämie. Die Stiftungswerbung der Deutschen Buch-Gemeinschaft ist eine Kultur-Tat ersten Ranges und dürfte die Unterstützung aller geistig interessierten Menschen finden. Vor uns liegt ein Ausruf, in dem führende Dichter die Bücherstiftung der D. B. G. als Förderung des deutschen Schrifttums begrüßen. Darunter finden sich Namen, wie: Rudolf Hans Bartsch, Waldemar Bonsels, Georg Engel, Hermann Hesse, Gerhart Hauptmann, Heinrich Mann, Thomas Mann, Walter von Molo, Wilhelm v. Scholz, Hermann Stehr u. A.

In dem Ehrenausschuß, der aus den Kreisen der größten Kulturverbände aller Länder gebildet wurde, übernahmen den engeren Arbeitsausschuß der Verein für das Deutschtum im Auslande, die Mittelstelle für deutsche Auslandsbüchereien, der Grenzbüchereidienst und Bildungspflege. Durch diesen Ausschuß werden die

auf jedes einzelne Land entfallenden Spenden den örtlichen Verteilungsstellen (Kultur-Verbänden und Bildungs-Ministerien) zugeleitet.

Die Verteilung der auf Rumänien entfallenden Stiftungsbände erfolgt durch das Deutsche Kulturamt in Rumänien, Hermannstadt. Die Bücherspenden-Werbung der D. B. G. trägt Freude und seelischen Gewinn zu Tausenden von Menschen, die bisher den Besitz guter Bücher entbehren mußten. Sie soll zugleich der Beginn einer großen geistigen Erneuerung sein. In aller Welt ist geistige Not zu lindern! Gefährdetes Land ist heute das weite und fruchtbare Gebiet der menschlichen Kultur — höher als je zuvor gehen die Wogen wirtschaftlicher Bedrängnis und wollen hinwegschwemmen, was rastlos schaffender Menscheng Geist in Jahrhunderten an geistigen Werten errungen hat. Es gilt, das Alte zu schützen und den Boden zu sichern für alles Neue und werdende, was zum Lichte ringt und Früchte tragen will! Am besten geschieht dies durch Beitritt zur D. B. G. und durch Beteiligung an der Stiftungs-Werbung!

Buchtagsspende 1930

Durch eine weitere Geldspende seitens eines Freundes ihrer Arbeit ist die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg in die Lage versetzt, ihre Buchtagsspende 1930 fortzusetzen. Die Bücherauswahl wurde um eine Reihe weiterer Bücher ergänzt. Bereits eine große Zahl bedürftiger Büchereien hat auf ihren Antrag Bücher aus dieser Spende gegen Erstattung eines geringen Kostenanteiles erhalten. Die Ausstattung der inhaltlich wertvollen Bücher findet den Beifall aller Büchereileiter; die abwaschbaren Dermatoidbände sind mit weißer Rückenbeschriftung versehen. Gegen Einsendung des Drucksachenportos versendet die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung ein Merkblatt, das alle Einzelheiten sowie ein Antragsformular enthält.

Ausbildungskurs für den deutschen Auslandsdienst

Ein Ausbildungskurs für künftige deutsche Lehrerinnen und Lehrer an deutschen Auslandsschulen wurde vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin, beim Deutschen Ausland-Institut im Haus des Deutschtums in Stuttgart abgehalten. An dem Kurse beteiligten sich gegen 60 Damen und Herren aus dem ganzen Reich, die aus 850 Meldungen ausgesucht worden waren. Der Kursus, dessen Leitung in den Händen der Dozenten Staatsminister a. D. Dr. Voelth-Berlin, Ministerialrat Dr. Südhof-Berlin, Legationsrat Dr. Boehme-Berlin und Schulrat Niemann vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin, lag und bei dem auch Herren des Deutschen Ausland-Instituts als Dozenten über Fragen des Auslandsdeutschtums mitwirkten, dauerte vom 1. bis 10. Oktober. Am Abend des 2. Oktober hatte das Deutsche Ausland-Institut die Teilnehmer mit Gästen aus der Stadt zum Begrüßungsabend im großen Festsaal seines Hauses gebeten, dem an der Spitze zahlreicher Vertreter von Staat, Stadt und Lehrer-

vereinigungen Staatspräsident Dr. Volz beiwohnte. Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden des Vorstands des Deutschen Ausland-Instituts, Generalkonsul Dr. Wanner, und durch das Mitglied des Gutachterausschusses für das deutsche Auslandschulwesen, Ministerialrat Dr. Loeffler-Stuttgart, antwortete Staatsminister a. D. Dr. Boelitz für Dozenten und Kursteilnehmer mit herzlichen Worten des Dankes und schloß daran hochinteressante Ausführungen über das deutsche Schulwesen in Südamerika, in Argentinien, Brasilien und Chile an, die er durch Vorführung von Lichtbildern aus den reichen Beständen des Deutschen Ausland-Instituts erläuterte.



Bücherschau

Erich Jekelius: Das Burzenland. Dritter Band: Kronstadt, I Teil. 271 Seiten Text und 260 Abbildungen teils im Text, teils auf 101 Kunstdrucktafeln. Verlag Burzenländer Sächsisches Museum. Auslieferung: Buchhandlung Wilhelm Hiemesh, Kronstadt. Halbleinenband 550 Lei = 13.75 Rm. Kronstadt 1928.

Erich Jekelius: Das Burzenland. Viertes Band: Die Dörfer des Burzenlandes, I. Teil. 265 Seiten Text und 366 Abbildungen teils im Text, teils auf 163 Tafelbeilagen. Verlag Burzenländer Sächsisches Museum. Auslieferung: Buchhandlung Wilhelm Hiemesh, Kronstadt. Halbleinenband 640 Lei = 16 Rm. 1929.

Auf diese Publikationsreihe, von der uns hier die zwei genannten vorliegen, sei mit allem Nachdruck hingewiesen. Das Verlangen nach einer guten zusammenfassenden Monographie des Burzenlandes ist seit langer Zeit in den weitesten Kreisen lebendig. Wiederholt wurden Versuche, eine solche Monographie zu schaffen, unternommen, die aber alle in der Anlage zu beschränkt und in der Durchführung unbefriedigend waren. Das Burzenländer Sächsisches Museum, dessen Schausammlung in der als Ideal vor-schwebenden Ausgestaltung sich vollkommen mit dem Aufbau einer mustergültigen Monographie des Burzenlandes deckt, hat nun eine solche Monographie geschaffen. Die Landschaftsformen in ihrer Vielgestaltigkeit, der geologische Bau, das Klima, die Fauna und Flora des Burzenlandes lehren in klaren, lebendigen Schilderungen und guten Bildern die umgebende Natur in ihrer Entwicklung und ihrem gegenwärtigen Zustand kennen, um ein Bild zu vermitteln von den natürlichen Bedingungen, in die die Völker hier gestellt wurden, denen sie sich anpassen mußten und die sie ihrerseits auch wieder zum Teil beeinflussten und oft nicht unwesentlich umformten. Die Vorgeschichte, die für das Burzenland bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts reicht, zeigt das Burzenland im Laufe der Jahrtausende als Sammelpfad zahlreicher Völker und führt in reich illustrierten Schilderungen deren Kultur und Schicksale vor. Den historischen Teil beginnt das Werk mit dem Deutschen Ritterorden. Als Einleitung dient eine chronologische Zusammenstellung aller wichtigen auf das Burzenland bezüglichen Dokumente, die zugleich einen zusammenhängenden Überblick über die historische Entwicklung gibt. Im Anschluß daran werden die wichtigsten Zeitabschnitte in Einzeldarstellungen plastisch herausgearbeitet. Der dritte Hauptabschnitt behandelt die Entwicklung der Stadt Kronstadt: des Stadtbildes, der Verwaltung, der Bevölkerung und deren Kultur. Zahlreiche Einzeldarstellungen sollen das Gebiet möglichst erschöpfen und bei reicher Illustration uns das Leben früherer Jahrhunderte mit all seinen Reizen und Schattenseiten vorzaubern. Der vierte Hauptabschnitt zeigt die Geschichte der

Burzenländer Gemeinden, sowie die Kultur, die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Der fünfte Hauptabschnitt gibt eine Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung des Burzenlandes, was die Natur für Gewerbe und Industrie, für Landwirtschaft und Viehzucht, für Forstwirtschaft, Sammelwirtschaft und Bergbau bietet und wie sich jede der hier wohnenden Volkseinzelnheiten ihrer Eigenart und Fähigkeit entsprechend ihren Anteil daraus nimmt. Die verschiedenen Kapitel sind von den besten Fachleuten bearbeitet. Das wertvolle Illustrationsmaterial, das dem Museum teils infolge jahrzehntelanger Sammeltätigkeit zur Verfügung steht, teils neu beschafft wurde, ermöglichte eine außergewöhnlich schöne und reiche Ausstattung mit Illustrationen von großem Wert.

Dr. Siegfried Macroth. Das Deutschtum in Griechenland. Erschienen als Band 27 der Kulturhistorischen Reihe der Schriften des Deutschen Auslands-Instituts Stuttgart Ausland und Heimat Verlags-V.-G. Stuttgart. 103 Seiten. Preis: Geb. 4.50 Rm., geb. 3.50 Rm.

Die wundervollen landschaftlichen Szenerien und die klimatischen Reize der Mittelmeerländer zwischen Gibraltar im Westen und dem Bosporus im Osten haben uns Deutsche stets besonders gefangen genommen. Italien und Griechenland aber stehen für uns unter diesen südlichen Ländern voran. Es sind die Stätten alter, gepflegter, hochentwickelter Kulturen, die im Wandel der Geschichte unsere eigene Kulturentwicklung in verschiedenen Stilepochen stark beeinflussten. Für Griechenland fehlte bisher ein Buch über die Entwicklung des Deutschtums. Dr. Macroth hat durch sorgfältige Ausschöpfung des spärlichen Materials in der Literatur wie in den einschlägigen Akten nunmehr diese Lücke ausgefüllt. Die Geschichte des Deutschtums in Griechenland reicht etwa hundert Jahre zurück. Während im 18. Jahrhundert und früher nur einzelne deutsche Persönlichkeiten die Träger deutscher Leistung auf griechischem Boden waren, begann mit dem Philhellenismus eine Zeitspanne stark aufblühenden Deutschtums. Von einer wirklichen Ansässigkeit der Deutschen in Griechenland dagegen kann man erst vom Jahre 1833 ab sprechen, nachdem der bayerische Prinz Otto zum König von Griechenland erwählt wurde und eine zahlreiche, nach Ständen und Berufen sehr verschiedene deutsche Bevölkerung mit sich zog. Bei der Darstellung der jüngsten Epoche zeigt es sich, daß erfreulicherweise durch Eingliederung in die griechischen Lebensbedingungen eine Festigung und starke Entwicklung deutschen Lebens geschehen konnte. Die deutschen Handelsbeziehungen mit Griechenland und die bedeutendsten deutschen Handelshäuser werden anschließend gesondert behandelt. Für die Deutschtumsforschung ist wichtig und dankenswert der Versuch einer statistischen Erfassung des Deutschtums in Griechenland; auch die Stellung und Organisation des Deutschtums und seine Bedeutung innerhalb des gesamten Auslandsdeutschtums wird in großen Blickpunkten beleuchtet. So klein rein zahlenmäßig das Deutschtum in Griechenland gegenüber dem Deutschtum in anderen europäischen Ländern ist, so wertvoll ist es, an Hand dieses Buches zu verfolgen, wie vorbildlich und nutzbringend gerade dieses städtische Deutschtum durch seine fachmännische Leistung dem wirtschaftlichen und geistigen Vorteil seiner zweiten Heimat dient.

Das Grenz- und Auslandsdeutschtum, seine Geschichte und seine Bedeutung. Von Kultusminister a. D. Dr. Otto Voelz. VII und 313 S., 22 Kartens-fizzen, 6 tabellar. Übersichten und 62 Bilder. 8°. 1930. R. Oldenbourg, München und Berlin. In Ganzleinen mit Goldaufdruck 9 Rm, als Schulausgabe in Leinen einfach geb. 7 Rm.

Das Werk, geschrieben von einem Manne, der lange Zeit im Auslande in leitender Stellung tätig war, später an der Spitze der preußischen Unterrichtsverwaltung stand, soll in erster Linie dem Schulunterricht in der Geschichte, im Deutschen und in

der Geographie als Hilfe dienen, darüber hinaus jedem eine Einführung geben, der sich mit den Fragen des Auslandsdeutschtums befassen will. Der Inhalt ist topographisch angeordnet. Kurze Abrisse orientieren über die Geschichte der abgetrennten Landesteile. Die Besprechung Österreichs rollt das großdeutsche Problem auf. Eingehend beschäftigt sich Voelitz im 2. Teil mit dem Deutschtum in der östlichen Hälfte der ehemaligen Donaumonarchie und ihrer Randländer, in Polen, im Baltikum und dem heutigen Sowjetrußland, sowie mit dem Deutschtum in den übrigen Ländern Europas. Im 3. Teil behandelt Voelitz das Deutschtum in den außereuropäischen Ländern. Die Schilderung Nordamerikas zeigt in besonderem Maße die Bedeutung des deutschen Volkstums für die Entwicklung der amerikanischen Wirtschaft, Technik, Wissenschaft und Kunst, sowie die Aufgaben, die dem bewußten Deutschtum dort erwachsen. In Südamerika wird vor allem das Vordringen der Deutschen in Chile, Brasilien und Argentinien geschildert. Die Abschnitte über Asien, Afrika und Australien gewähren ergreifende Einblicke in das Ringen des Deutschen um erneute Weltgeltung gegen die Haßpropaganda der Entente. Neu ist die geschichtliche Betrachtungsweise. Man erfährt, woher die Deutschen an der Wolga oder in Südamerika kamen, wann und warum sie auszogen, wie ihr Schicksal sich gestaltete, und lernt aus ihrer Geschichte ihre Eigenart verstehen. Ein Bilderanhang bringt eine Reihe typischer Bilder des Deutschtums im Ausland aus aller Welt. Das Werk bildet ein unentbehrliches Nachschlagebuch über die für das deutsche Volkstum überaus wichtige Frage des Grenz- und Auslandsdeutschtums.

Kultur, Buch und Grenze. Grundfragen und Beispiele deutscher Bücherei- und Kulturarbeit in den Grenzgebieten. Im Auftrage des Vereins „Grenzbüchereidienst und Bildungspflege“. Herausgegeben von Dr. Franz Schriewer. 160 Seiten. Geh. 4.60 Rm. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

In den letzten 10 Jahren ist die Bedeutung der deutschen Grenzgebiete für die gesamte Entwicklung des Deutschtums ins Bewußtsein weitester Kreise gerückt worden. Bei der gegenwärtigen weltpolitischen Lage erscheint dabei die kulturelle Arbeit mit als ausschlaggebender Faktor. Infolgedessen ist gerade in den gefährdeten Grenzgebieten das Buch in ganz bewußter Arbeit und in immer zunehmendem Maße als Sicherungs- und Steigerungsmittel des nationalen Lebens eingesetzt. In allen Grenzgebieten sind Büchereiberatungsstellen entstanden, die eine für die besondere kulturpolitische Lage der Grenzländer zugeschnittene Sonderform des deutschen volkstümlichen Büchereiwesens herausgebildet haben. Die Grundbedingungen, den Aufgabenkreis und den gegenwärtigen Stand dieser Grenzbüchereiarbeit aufzuzeigen, ist die Aufgabe des vorliegenden Werkes. Es wendet sich nicht allein an die Büchereiarbeiter und Volksbildner, denen es ein Arbeiten im einheitlichen Sinne ermöglichen will, sondern an alle, die für die Stärkung des Deutschtums im Grenzlande verantwortlich zeichnen, an die Verwaltungsfachleute, Wirtschaftspolitiker usw. Auch dem Soziologen und Volkswundler wird das Buch vielfach wertvolle Tatsachen und Anregungen bieten.

Das Deutschtum an der mittleren Donau in Rumänien und Jugoslawien. Unter besonderer Berücksichtigung seiner kulturellen Lebensbedingungen. Von Dr. Theodor Grentrop SVD. (Deutschtum und Ausland, hersg. von Georg Schreiber, Heft 32/33.) VIII, 336 Seiten. Geheftet 10.75 Rm., gebunden 12.25 Rm.

Das Schrifttum über die Donauschwaben, im besonderen über jene im Banat, ist beträchtlich. Trotzdem fehlte es bisher an einer eingehenden und umfassenden Darstellung ihrer gesellschaftlichen Kulturformen nach der rechtlichen Seite hin. Dies nachzuholen, ist der Hauptzweck der vorliegenden Schrift. Allerdings hat sie sich keineswegs auf trockene juristische Erörterungen beschränkt, vielmehr sucht sie das vielgestaltige

Leben in seinem Ursprung und in seinen Zielen widerzuspiegeln. Der Verfasser bietet aus den ersten Quellen und aus persönlicher Beobachtung eine Menge von Tatsachen und Statistiken, die hier teilweise zum erstenmal dargeboten und verarbeitet werden. Nach den grundlegenden Kapiteln werden folgende Gegenstände behandelt: Kirche, Schule, Sprachenrecht, Presse und Vereinswesen. Wer sich mit dem Wesen, den Kämpfen und Hoffnungen der Donauschwaben sowohl in Rumänien wie in Jugoslawien vertraut machen will, findet in diesem Buche eine Fülle von Anregungen.

Gottfried Fittbogen, Franz Xaver Mitterer und die Anfänge der Volkstumsarbeit. 160 Seiten 8°. Mit vier Bildnissen. München 1930. C. S. Bef. Geheftet 5 Rm., Ganzleinen gebunden 7 Rm.

Der erste Vorkämpfer für das deutsche Volkstum im Süden, dessen Bedrohung schon unter der österreichischen Herrschaft begann, war Franz Xaver Mitterer. Von diesem deutschen Priester vom deutschen Nonnberg und seinem folgenreichen Wirken berichtet dieses Buch in seinem ersten Teil. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens, beigezeichnet von dem Einzigen unter den heute Lebenden, der ihm menschlich nahegestanden hat, eröffnet das Buch. Aus Mitterers dann folgenden Briefen und Schriften tritt er selbst und seine Welt — sein geliebtes Proveis — uns entgegen. Von diesem damaligen Proveis mit seinen Sitten, Gebräuchen, Sagen und seiner Sprache erhalten wir ein volkstümlich lebendiges Bild. Mit dem zweiten Teil des Buches treten wir in Mitterers Freundeskreis ein. Mit Ludwig Steub und anderen Männern gründete er in Deutschland und Österreich die Deutsche Schulgesellschaft, dann den Allgemeinen deutschen Schulverein und den Verein für das Deutschtum im Auslande. Aus Darstellungen und Briefen wächst sich das Ganze zu einer Geschichte der Anfänge jener Deutschtumsarbeit aus, die nach dem Weltkriege so ungeahnte Bedeutung erlangen sollte. Das Buch ist überaus wertvoll für alle, die an irgend einer Stelle im Kampfe um das Deutschtum stehen, denn was hier für Südtirol gezeigt wird ist typisch für alle Kampfplätze; nur die Namen wechseln, der Prozeß ist überall der gleiche. Solchen, die sich mit der Tragödie des Deutschtums in Südtirol näher beschäftigen wollen, wird der Anhang zu dem Buche eine wahre Fundgrube sein. Darüber hinaus hat Fittbogens Buch noch eine allgemeine Bedeutung, es zeigt uns geradezu erschütternd an einem kleinen Ausschnitt den Zerfallsprozeß des großen Organismus der österreichischen Monarchie seit 1866. Der Blick auf das deutsche Volkstum Südtirols, den das Buch eröffnet, wird den heute um Südtirol Kämpfenden neue Freunde zuführen.

Die Bevölkerung von Ostpreußen. Von Dr. Rudolf Lawin. Diplom-Volkswirt. („Schriften des Instituts für ostdeutsche Wirtschaft an der Universität Königsberg“, herausgegeben von Dr. Wilhelm Meugelß, o. Professor der Staatswissenschaften. Neue Folge, zweiter Band.) Gr. 8°, VIII und 88 Seiten. Geheftet 4.80 Rm. Im Ost-Europa-Verlag, Berlin W. 35 und Königsberg Pr.

Die durch die lebhafteste Entwicklung der westdeutschen Industrie hervorgerufene Ost-West-Wanderung zahlreicher Volksteile und durch die neuen Grenzziehungen veränderte Wirtschaftslage des deutschen Ostens geben einer wissenschaftlichen Untersuchung über die Struktur der Bevölkerung der östlichsten deutschen Provinz von vorneherein eine Note von größter aktueller Bedeutung. Dem Verfasser ist es gelungen, unter Auswertung der Ergebnisse der letzten Volkszählung und anderer wichtiger Quellen ein anschauliches und eingehendes Bild der ostpreußischen Bevölkerung zu geben. Nach allen Richtungen hin sind deren Veränderungen innerhalb eines fünfzehnjährigen Zeitraumes, der Aufbau und die soziale Gliederung untersucht und mit zahlreichen wertvollen statistischen Darstellungen verständlich gemacht worden. Größe, Dichte und Verteilung der Bevölkerung auf Stadt und Land, Gliederung nach Geschlecht, Kon-

feſſion und Staatsangehörigkeit bringen wertvolle Aufſchlüſſe. Die Ergebniſſe der Wanderungsbewegung und deſ hierdurch beeinflusſten Alterſaufbaues der Einwohner ſind im Hinblick auf die kulturelle und national-politiſche Miſſion Oſtpreußens beſorgniſſerregend und erheiſchen dringendſt helfende Maßnahmen. Ein erfreuliches Bild gibt die nationale und ſprachliche Gliederung der Bevölkerung, beweifen doch gerade dieſe Feſtſtellungen, daß die polniſchen Forderungen auf Gebiete Oſtpreußens utopiſch ſind und jeder Berechtigung entbehren.

Das Buch wird allen, die ſich mit den heute ſo brennenden Oſtfragen beſchäftigen, reiches Material liefern und bedeutsame Aufklärung bieten. Im Intereſſe deſ deutſchen Oſtens iſt ihm weite Verbreitung zu wünſchen.



Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutſchen

Minna Falk: Mutter und Tochter. Roman. Verlag Scherl, Berlin. Geheftet 2.70 Rm., Ganzleinen 4.50 Rm.

Mutter und Tochter ſtehen ſich heute kameradſchaftlicher gegenüber als früher. Die Mutter bleibt jugendfrüher und lebensfreudiger, die Tochter ſteht ſelbſtändig im Leben und weiß ihre Eigenart auch gegen die Mutter durchzuſetzen, meiſt zum Nutzen beider. Solch eine ganz neuartige Beziehung wird von Minna Falk verſtändnisvoll und packend geſchildert. Die junge Annelieſe ihres Romans iſt eifrig in ihrem Beruf als techniſche Aſſiſtentin und zuverlässig in allen Fragen deſ praktiſchen Lebens, aber ungelentk in Herzensdingen. Ein junger Arzt, der urſprünglich ſie verehrt, wendet ſich der weicheren und weiblicheren Mutter zu. Aber auch Annelieſe findet ſchließlich den rechten Mann in dem weltfremden Gelehrten, der ſchon lange als Untermieter bei Mutter und Tochter wohnte, ohne auß ſeiner ſcheuen Zurückhaltung heraustreten zu können.

Werner Bergengruen: Die Woche im Labyrinth. Stuttgart 1930, Engelhornſ Romanbibliothek Band 1036/37. Broſchürt 2 Rm., Leinen 3.50 Rm.

Dieſer farbige, von allerlei Humoren beflügelte Roman wird für viele Freunde deſ Dichters eine Überraschung ſein. Er führt auf mittelameriſaniſchen Boden, der nicht nur im geologiſchen Sinne vulkaniſch iſt. Stierkampf und Putſch, Filmruhm und Lebensgier, Truſtpolitik und Herzensgefühl, Erdbeben und Standgericht, das alles fügt ſich wirbelnd zu einem ſcharfkonturierten Panorama menſchlicher Leidenschaften und Spannungen. In dieſem Labyrinth gerät für eine Woche eine junge Lebensanfängerin, durchkofftet alle Schreckniſſe und Beglückungen, die der lebenswilligen Kreatur verhängt ſind, und findet endlich den Ausweg, der ihr ſtatt deſ kindlich geliebten Abgottes die ganze Unendlichkeit der Welt in die Hände legt. Menſchen und Zuſtände werden mit klarer Friſche gezeichnet, ſeeliſche Entwicklungen mit unaufdringlicher psychologiſcher Feinheit zur Anſchauung gebracht. Auch in den abenteuerlichſten Verſchlungenheiten der Handlung verläßt den Erzähler nicht für einen Augenblick ſeine epiſche Gelassenheit und ſein reizvoll ſpieleriſcher Humor.

Otto Schwarz: Das Joggele. Geheftet 4 Rm., Leinwand 5.80 Rm. Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Der Roman ſpielt in einer ſchwäbiſchen Kleiſtadt, iſt aber trotz ſeiner ſtarken Verwurzelung im geſunden Volkstum kein Heimatsroman im engen Sinn, ſondern

ein Lebensroman, ein Weltanschauungsroman, wenn das große, tragende Lebensgefühl eines Menschen als seine ihn leitende Weltanschauung gelten kann. Das Joggele ist das uneheliche Kind einer lebensfreudigen, gesunden Näherin, die ihr ganzes Leben im Glück über sein Dasein ihm aufopfert. Ihr leuchtendes Vorbild steht dem Joggele als Leitstern seines Lebens stets vor Augen. Er kennt nicht viel von Lehren, Maximen und Programmen, er kennt nur ihr Vorbild: Leben, arbeiten, freudig sein, nie lustlos, nie mürrisch, neidisch, verdrossen, sondern in allen Lebenslagen, auch den schlimmsten, darüber stehen, sich nicht unterkriegen lassen, und sie gerade dadurch lachend überwinden. So kommt er zu einer absoluten Lebensbejahung.

Hans Heyck: Deutschland ohne Deutsche. Ein Roman von übermorgen. Verlag L. Staackmann, Leipzig 1930. In Leinen geb. 6 Rm., brosch. 4 Rm., Halbleder 9 Rm.

Mit diesem Roman wurde eine Zeitfatare von wirklicher Größe geschaffen, hier wächst das Problem der Rassenfrage der Erde überhaupt hoch über die platten Tageskämpfe hinaus, in diesem hochgradig spannenden Roman, der von Geschehnissen zum Bersten voll ist, erwächst zugleich ein Zukunftspanorama, ein Menschheitsbild ganz großen Formats. Der zweite und dritte Weltkrieg sind über die Erde dahingeraust, die Vereinigten Staaten von Europa sind gegründet. Im Jahre 2050 beginnen die letzten 300.000 Deutschen nach dem Norden abzuwandern. Ein neues, starkes Deutschland, streng abgefordert von allen Zivilisationslüften des Jahrhunderts, reißt unter der Breite des Polarkreises heran. — Ganz sicherlich ist hier eines der kühnsten Zukunftsbilder geschaffen worden, in dem alle Ansätze unserer heutigen Zeit bis in ihre letzten Ausartungen verfolgt und ausgedeutet wurden. Alles in allem: ein aufsehenerregendes Werk, das Dokument einer Weltanschauung, wie sie in solcher brutalen Realität wohl noch nie geschaut worden ist.

Rudolf Greinz: Der Turm des Schweigens. Roman. Verlag L. Staackmann. Leipzig 1930. Leinen 6.50 Rm., brosch. 4.50 Rm., Halbleder 11 Rm.

Südländ ist Sehnsucht, Ziel und Erfüllung der deutschen Seele seit Jahrhunderten. Dieser in Meran, Venedig und Rom spielende Liebesroman der schönen Contessa Cecilia Metella Rubini und des jungen Tiroler SONDICHTERS Walter Spielmann wird unvergeßlich bleiben. Ein Meisterwerk deutscher Romantik und gleichzeitig ein Werk von vollblütiger junger Kraft und Lebenswahrheit nimmt uns gefangen, wächst in seiner ganzen überwältigenden Stimmung zu einem deutschen Frauenroman von seltener Größe, seelischer Macht und bezwingender Eigenart empor. Das Schicksal der beiden Liebenden türmt sich zu einem gewaltigen Drama von Schuld und Sühne, das tiefstes Mitgefühl erregt. Ein Werk, das an packender und dramatisch bewegter Handlung gleich hervorragend ist wie an seelischer Vertiefung und an jenem unübertrefflichen Stimmungszauber der ganzen sonnigen Welt des Südens, wie ihn gleich Rudolf Greinz nur selten wer beherrscht.

Karl Hans Strobl: Die vier Ehen des Matthias Merenus. Ein heiterer Roman. Einmalige Ausgabe in 200.000 Exemplaren. Verlag L. Staackmann, Leipzig 1929.

Über allem, was Strobl geschaffen hat, leuchtet die Sonne seines herzbezwingenden Humors. Und in ihm stellt sich dar das ureigenste Wesen des Dichters, die ganze packende Eigenart und die hinreißende Menschlichkeit seines Werkes. Wesensnotwendiger Ausdruck dieses alles Vergängliche zum Gleichnis deutenden Humors ist die Sprache, diese vollkommene eigene und selbsterschaffene, von Einfällen und schalkigen Gedankenspielen überglitzerte, von Weisheiten und tiefgründigen Symbolen durchfunkelte

Sprache, die alle Register beherrscht, von der schnurrigsten Galgenliedertonart bis zum zartesten, verfehltesten Lyriismus, und die doch nie sentimental wird, sondern auch in Szenen voll blumenhafter Goldseligkeit unbedingt eine männliche Herbheit wahr. Und eines ist sicher: Karl Hans Strobl schöpft aus einer Quelle, die aus echtestem dichterischem Schrifttum unverstegt fließt, aus dem unerschöpflichen Leben.



Inhalt

Bedeutung, Schicksale und Aufgaben des Karpathendeutschtums von Prof. Dr. A. Klein-Graz.

Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner (Ein Ostzipfel deutscher Siedlung) von Percy Meyer-Riga.

Die Geschichte vom Verlorenen Sohn von Heinrich Misko-Berlin, Preußische Akademie der Wissenschaften.

„Orchestervereinigung Helenendorf“ (Eine Erinnerung an die Kaukasusdeutschen) von Oswald Zienau.

Deutsches Schrifttum der Gegenwart in ausgewählten Kapiteln: Das öde Land von Eben von Karl Heinrich Waggenerl.

Rundschau: Zehn Jahre „Deutsche Bühne Bromberg“. — Bücher-Spende für deutsche Volksbibliotheken in aller Welt! — Buchtagsspende 1930. — Ausbildungskurs für den deutschen Auslandsschuldienst.

Bücherschau.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslandsdeutschen.

*

Herausgeber: Dr. Richard Csaki-Hermannstadt.

Schriftleiter: Dr. Walther Schreiber-Hermannstadt.

Ostland-Verlag, Hermannstadt.



Diese Zeitschrift erscheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2—3 Druckbogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Ostland-Verlag Hermannstadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggasse.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0.90 R.-M., Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4.50 R.-M., Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.-M., für Österreich Jahresbezug 15 Schilling, Halbjahresbezug 7.50 Schilling.

Die Bezugspreise verstehen sich einschließlich Postversand. Zahlungen sind zu leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkassa, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Landmannbank A. G., Berlin, W. 9, Köthenerstraße 40/41, bzw. Postcheckkonto, Berlin, NW. 1563 68.

Inhaltsverzeichnis

des vierten Jahrganges.

Aufsätze, Essays.

	Seite
Baum, Kurt (Gleiwitz): Zunehmende polnische Kulturpropaganda in Ost-Oberschlesien	45
Esaki, Dr. Richard (Hermannstadt): Die Geschichte des Vereins für das Deutschtum im Auslande — eine Geschichte des deutschen Volksgeistes	299
Esaki, Dr. Richard (Hermannstadt): Die Siebenbürger Sachsen als Volkspersonlichkeit. Vortrag, gehalten im Nordischen Rundfunk, Hamburg, am 9. Juli 1930	238
Esaki, Dr. Richard (Hermannstadt): Im Bakonyerwalde	165
Esaki, Dr. Richard (Hermannstadt): Städtebilder aus der Slowakei. Leutschau—Kaschau—Preßburg	138
Esaki, Dr. Richard (Hermannstadt): Tragik der Wehrlosen. (Geschrieben im Januar 1915)	70
Esaki, Dr. Richard (Hermannstadt): Zum Kampf um den Volkshoden in der deutsch-polnischen Grenzmark. Eindrücke einer Grenzfahrt Danzig—Łódz—Kattowitz—Bielitz	66
Fabini, Dr. Hermann (Muffig): Kulturleistungen der Sudetendeutschen	168
Frobenius, Else: Mansfred Ryder. (Zu seinem 50. Geburtstag)	85
Kargel, Adolf (Łódz): Deutsche Pressearbeit in Kongreß-Polen	97
Kauder, Viktor: Deutsche Kulturpflege in Polnisch-Schlesien 1929—1930	195
Klein, Prof. Dr. A. (Graz): Bedeutung, Schicksale und Aufgaben des Karpathendeutschtums	335
Krannhals, Paul (München): Das Naturrecht der Körperschaften auf Erziehung und Bildung	108
Krannhals, Paul: Tradition und Neuerung. Die Polarität unserer Übergangszeit im Lichte organischen Denkens	242
Meyer, Percy (Riga): Kritik des Baltendeutsch. Niedersächsisch-ostpreussisch-fremdsprachliche Einflüsse	202
Meyer, Percy (Riga): Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner. Ein Ostzipfel deutscher Siedlung	343
Micko, Dr. Heinrich (Berlin): Ernst Leibl. Ein sudetendeutscher Dichter	269
Micko, Dr. Heinrich (Berlin): Die Geschichte vom Verlorenen Sohn	349
Müller, Dr. Erich S. (Dresden): Siebenbürgische Komponisten der Gegenwart	267
Müller, Dr. Paul (Dresden): „Nach Ostland wollen wir reiten!“ Eindrücke von einer Grenzlandfahrt durch Ostpreußen und Danzig	1
Neugeboren, Emil: Dr. Karl Wolff, ein auslanddeutscher Volksführer	34
Reimesch, Fritz Heinz: Der Roman des Auslandsdeutschtums	207
Reimesch, Fritz Heinz: Herzogtum Gottschee feiert seinen sechshundertsten Geburtstag	193

	Seite
Reimesch, Fritz Heinz (Berlin): Kärnten als Bollwerk des deutschen Südostens	307
Reimesch, Fritz Heinz: Neue Werke grenzdeutscher Erzähler	111
Reimesch, Fritz Heinz: Ruinenland	38
Schiff Dr. Peter B. (Temesvár): Über die Erdölindustrie Rumäniens	73
Schreiber, Dr. W. (Hermannstadt): Gestalter der Politik Europas	171
Schreiber, Dr. W. (Hermannstadt): Raimund Friedrich Raindl	129
Schreiber, Dr. W. (Hermannstadt): Sitte und Brauchtum. Wege zu volkskundlicher Aufschließung und Darstellung	277
Stück, Fritz (Kassel): Die Verkehrswege in den Donauländern	104
Török, Arpad: Staatsouveränität und Minderheitenverträge	161
Trifsch, Dr. phil. et jur. Walter (Berlin): Geheimes Deutschland?	301
Wanner, Dr. h. c. Th. G. (Stuttgart): Die Tätigkeit des D. A. J. im Jahre 1929/30	247
Zienau, Oswald: Die deutschen Siedlungen in der Sowjet-Union	142
Zienau, Oswald: „Orchestervereinigung Helenendorf“. Eine Erinnerung an die Kaufhaus- deutschen	352

Gedichte.

Rahle, Maria: In den Karpathen	65
Schuleri, Karl Heinz (Hermannstadt): Wintermorgen	33
Stierl, Johann (Wermesb.): Deutsche Erde	237

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Erzählungen, Skizzen.

Klöß, Alfred (Lugosch): Der Dorfglöckner und Kirchendiener. Studie	311
Klöß, Alfred (Lugosch): Der Ruinenbauer	179
Munier-Wroblewska, Mia: Dich und mich	14
Sivers, Hans Jürgen von: Der Bolschewik. (Nach einem Ereignis aus dem Baltischen im Kampf um den Deutschen Osten)	50

Verschiedenes.

Deutsches Schrifttum der Gegenwart in ausgewählten Kapiteln	210, 283, 355
Eine Gesamtagung der Siebenbürger Sachsen	22

Rundschau.

Abgeordneten Dr. Ghiza Popa Studienreise in Minderheitsfragen	27
Adolf v. Harnack zum Gedächtnis	220
Arbeitswochen des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht in Berlin, Herbst 1930	261
Ausbildungskurs für den deutschen Auslandsschuldienst	363
Auslanddeutsches Schrifttum aus Ungarn, Südslawien und Rumänien. Ausstellung in der Deutschen Bücherei in Leipzig	325

	Seite
Badener, heraus!	56
Bericht der Deutschen Liga für Völkerbund und Völkerverständigung in der Tschecho- slowakischen Republik über ihre Tätigkeit im Jahre 1929	119
Bücher-Spende für deutsche Volksbibliotheken in aller Welt	362
Buchtagsspende 1930	263, 363
Der VI. Europäische Nationalitäten-Kongreß in Genf	321
Der internationale Verband der europäischen Minderheitsjournalisten	27
Der literarische Niederschlag der Kronstädter Vereinstage	319
Deutsche Kulturarbeit in der Bukowina	223
Deutschkurse für Ausländer im Rundfunk	188
Die Bücher des Klingsoverlages	90
Die deutschen Hochschüler in Polen	153
Die deutsch-schwäbische Volksgemeinschaft im Jahre 1929	114
Die Gründung der deutschen Kunstgesellschaft	55
Die Kollektivisierung der deutschen Kolonien Transkaukasiens	149
Die offene Wunde Europas	262
Die Sprachenschulen des deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes in Paris und Barcelona	187
Die Stuttgarter Tagung des Verbandes der deutschen Volksgruppen in Europa	322
Die Wucht des Hasses	291
Dr. Jonathan Haberern zum Gedächtnis	118
Dr. Ludwig Kremling †	222
Dr. Noldin zum Gedächtnis	53
Dr. Viktor Glondys	90
Ein Führer durch die europäische Nationalitätenbewegung	229
Eine neue rumänische Kunst- und Kulturzeitschrift	154
Entwurf eines Minderheitenstatuts	216
Ferienstudium in Deutschland	154
Fünfundzwanzig Jahre Deutschumsarbeit	323
Grenzlandsingwoche	229
Gute Bücher zu billigen Preisen	89
Hermann Klöß fünfzig Jahre alt	289
Ideale und — kurze Lösung des Minderheitenproblems durch einen rumänischen Volks- schullehrer	27
50 Jahr-Feier des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge	322
Kalender des Auslanddeutschtums	24
Kalender des Auslanddeutschtums	51
Kundgebung des akademischen Senates der deutschen Universität in Prag	86
Lotte Binder †	260
Namensmagharisierung	118
Nikolaus Schmidt †	320
Pädagogischer Kongreß in Wiesbaden am 6. und 7. Oktober 1930	228

	Seite
Praktische Rundfunkarbeit	227
Raimund Friedrich Raindl †	114
Sinn und Aufbau der Arbeit am Volkstum	55
Vom Verein der Siebenbürger Sachsen Transsylvanien in Budapest	153
Wie die elsäß-lothringische Jugend zum Deutschenhaß erzogen wird	189
Wieder einmal die Flausen	326
Zehn Jahre „Deutsche Bühne Bromberg“	360
Zehn Jahre Schwäbisch-Deutscher Kulturbund	225
Zum Badener Heimattag	121

Bücherchau.

Bücherbesprechungen beginnen auf den Seiten: 29, 57, 91, 122, 156, 190, 230, 263, 295, 326, 364.

Empfehlenswerte Bücher für den Ausländerdeutschen.

Diese beginnen auf den Seiten: 31, 61, 95, 125, 158, 191, 233, 264, 297, 330, 368.



BCU Cluj / Central University Library Cluj

